8/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Brennendes Eis

Aus der sowjetischen Eishockeyschule plaudert Torhüteridol Tretjak

Land in Sicht

FW-Reporter zwischen Reede und Container-Kai in Odessa

★ Inhalt

Kosmos
Der fotografierte Mars: Infrarotbilder von Phobos 2 **Seite 4**

Sport
Wladislaw Tretjak, der Eishockey-Torwart mit dem siebten Sinn **Seite 6**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Leseraktion
Fotos aus unserem Leben – gesichtet und kommentiert von Eberhard Panitz **Seite 16**

Zoologisches
Dickhäuter in der Turnstunde **Seite 22**

Tourismus
Treffpunkt für Einheimische und Weitgereiste: der Nowgoroder Kreml **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Harry Naujoks, des Lagerältesten von Sachsenhausen **Seite 26**

Geschichte
Schuld und Unschuld **Seite 28**

Literatur
Auf den Spuren des Dichters Ludwig Renn **Seite 30**

Erzählung
Wjatscheslaw Schischkow: „Tarelkins Tod“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Neue Kinderserie
Die Schatzinsel **Seite 40**

Friedensforschung
Gespräch mit dem amerikanischen Wissenschaftler Dr. P. Walker **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

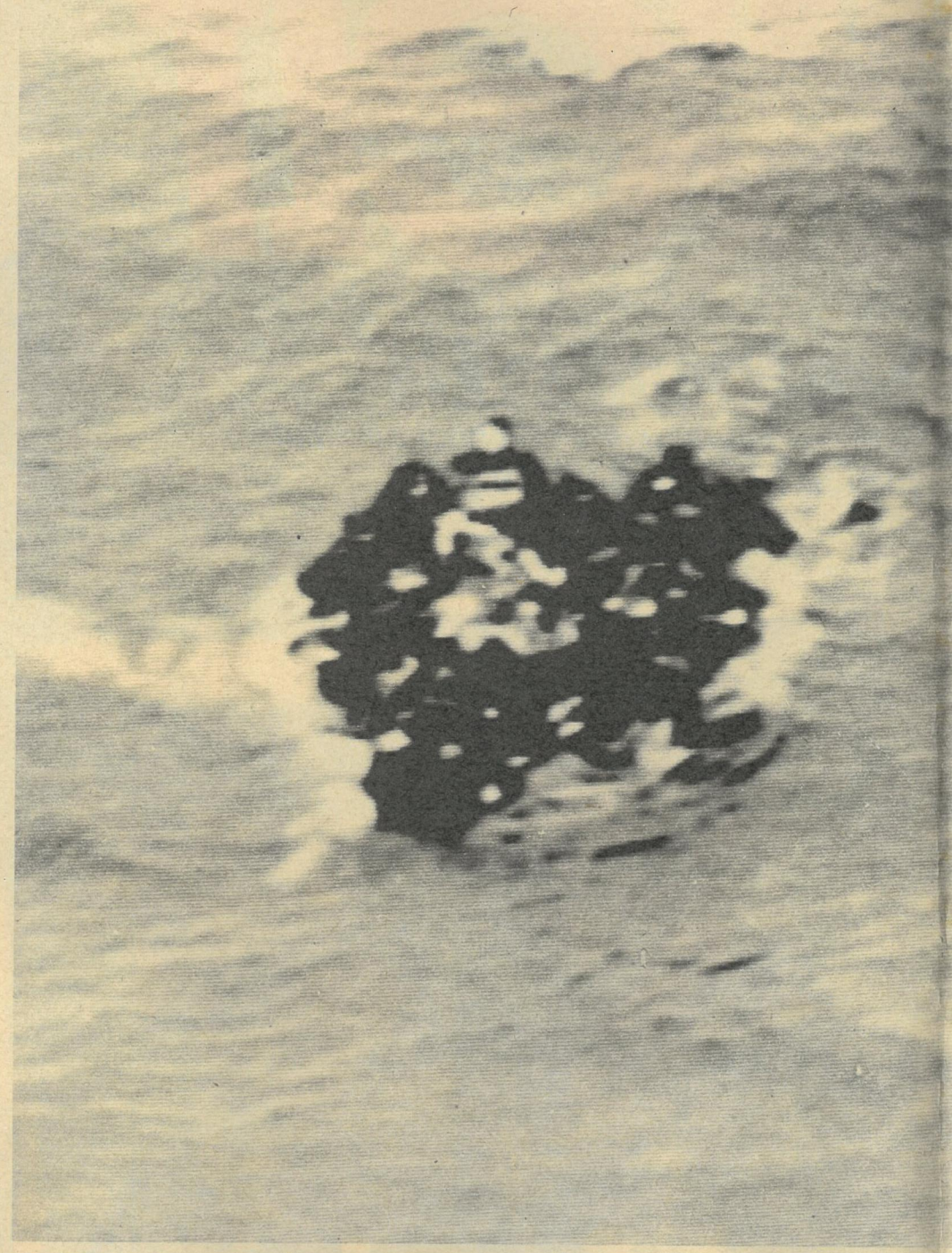
Wirtschaft
Von Schauerleuten, Seemännern und Hafenkapitänen – Report aus dem Schwarzmeerhafen Odessa **Seite 46**

Bildbericht
Der Weg ins All: Vertreter der Russisch-Orthodoxen Kirche im „Sternenstädtchen“ der Kosmonauten **Seite 54**

Titelfoto:
Hafen-Szene in Odessa, fotografiert von Detlef Christel

Redaktionsschluß für dieses Heft: **17. 4. 1989**

★ Im Blickpunkt



Der Kronzeuge

Was geschah beim U-Boot-Unglück im Nordmeer?

Die Überlebenden: verhaltenes Lächeln, in sich gekehrte Gesichter. Auf einem Foto etwas abseits einer, der älter und reifer wirkt als die anderen. Das ist Kapitänleutnant Igor Orlow. Der einzige, der aus eigener Anschauung bestätigen kann, daß es offenbar gelungen ist, die ganz große Katastrophe auszuschließen. Er war es, der das atomare Herz des sinkenden Schiffs endgültig zum Stillstand brachte und ihm ein letztes Mal den Puls fühlte, bevor wenige Minuten später alles in die Tiefen des Meeres gerissen wurde…

Die Tragödie begann am ersten Freitag im April um 11.02 Uhr. Zunächst sah alles noch wie eine Übung aus, als im siebenten Segment des für Testzwecke abgetauchten U-Boots ein Brand signalisiert wurde. „Wahrscheinliche Ursache: ein elektrischer Kurzschluß“, heißt es in einem vorläufigen Bericht der Untersuchungskommission. Der Obermaat Kolotilin aus der benachbarten sechsten Sektion bemerkte das Feuer und schaltete das für solche Fälle vorhandene spezielle Löschsystem ein. Dann meldete er, daß aus den Hydraulikanlagen offenbar Flüssigkeit austritt. Das waren seine letzten Worte, die Verbindung brach zusammen, das Feuer hatte sein erstes Opfer gefunden…

Der Kommandant löste Alarm aus, gab den Befehl zum sofortigen Auftauchen und ließ alle sieben Sektionen des Schiffs hermetisch zuschotten. Während noch das schrille Sirenengeheul durch die Gänge auf und ab schwoll, traf aus dem vierten Segment die nächste Hiobsbotschaft ein: das Feuer hatte auf die dortige Pumpstation übergegriffen. Die Pumpe mußte abgeschaltet und damit der Wasserkreislauf zwischen dem Kernreaktor und den Generatoren stillgelegt werden. Daß die Stromversorgung nicht zusammenbrach und das Boot seinen Aufstieg fortsetzen konnte, ist nur dem Kapitän 3. Ranges Alexander Ispenkow zu verdanken, der nach einigen Anstrengungen das Dieselag-

Um 17.15 Uhr sichtet ein norwegisches Überwachungsflugzeug vom Typ „Orion“ 180 Kilometer südwestlich der Bäreninsel das Rettungsfloß, an das sich die Überlebenden des U-Boot-Unglücks klammern (Foto oben). Sie werden rund eine Stunde später von den herbeigeeilten sowjetischen Schiffen geborgen und in ein Hospital in Murmansk gebracht (rechts auf nebenstehendem Foto: Igor Orlow). Zwei Tage später können die Verwandten sie hier besuchen und auch Journalisten mit ihnen sprechen (Foto ganz rechts).

gregat in Gang bekam und von nun an keinen Schritt mehr davon wich; auch sein Name stand auf der Liste der Opfer, die der zu Hilfe geeilte Atomkreuzer „Kirow“ später an die Küste funken mußte.

Die Ereignisse überschlugen sich, plötzlich stand auch das Steuerpult des Schiffs in der dritten Sektion in Flammen. „Was in den Segmenten im einzelnen vorgeht, wußten wir nicht“, erzählt später der stellvertretende Divisionskommandeur Kapitän 1. Ranges B. Koljadoi, der Ranghöchste an Bord des U-Boots während der dramatischen Stunden. „Es gab keine Verbindung zu ihnen. Nach einiger Zeit versuchten wir, die vierte Sektion wieder zu öffnen, und schickten zwei Aufklärer dorthin. Sie meldeten, daß keine Spuren von Feuer zu finden sind, die Räume aber voller Rauch.“ Dann wurde das fünfte Segment geöffnet. „Alle, die bei Ausbruch des Feuers dort zu tun hatten, lagen auf dem Boden. Kapitänleutnant Wolkow war sogar die Atemschutzmaske auf dem Gesicht angebrannt... Sie wurden nach oben gebracht und medizinisch versorgt.“

Als der Alarm ausgelöst wurde, hatte sich sofort das automatische Selbstschutzsystem des Kernreaktors eingeschaltet. Doch noch schlug das atomare Herz, pulsierte in ihm die gewaltige Kraft der Kernspaltungsenergie. Kapitänleutnant Igor Orlow fuhr ganz vorsichtig die Stäbe der Bremsgitter ein und schaltete den Reaktor allmählich herunter. „Fünf Minuten vor dem Versinken des Schiffs“, sagt dieser Kronzeuge, „war ich das letzte Mal am zentralen Steuerpult. Ich habe mir die Anzeigen der Meßinstrumente gemerkt: die Temperatur im Primärkreislauf betrug in diesem Moment 35 Grad Celsius. Ein sicheres Zeichen dafür, daß der Reaktor schon erloschen war...“

Um 11.15 Uhr hatte das U-Boot die rettende Meeresoberfläche erreicht. Die Besatzung setzte den Kampf gegen das Feuer fort. Druck und Temperatur in der sechsten und siebenten Sektion stiegen stark an. „Es wurde entschieden zu warten, bis das 7. Segment völlig ausgebrannt ist“, erzählt B. Koljadoi. „Um 14.45 Uhr sahen wir Flugzeuge über uns und konnten eine stabile Verbindung zur Küste aufnehmen. Uns wurde mitgeteilt, daß mehrere Schiffe zu unserer Unterstützung unterwegs sind und die Unglücksstelle gegen 18.00 Uhr erreicht haben werden. Wir hofften, uns bis zu ihrem Eintreffen über Wasser halten zu können. Doch da geschah etwas Unvorhersehbares: Die Kabel, die den Schiffsrumpf durchlaufen, waren geschmolzen, an ihrer Stelle bildeten sich Löcher, und durch das rapide Temperaturgefälle und verschiedene Explosionen riß der Rumpf offenbar auf. In die sechste und siebente Sektion brach Wasser ein. Das ganze Schiff bekam Schlagseite und mußte jeden Augenblick sinken...“

Die Evakuierung wurde angewiesen, und Matrosen und Offiziere sprangen ins kalte Wasser. Das Meer wurde von einem stürmischen Wind aufgepeitscht. Einziges Rettungsmittel waren die aufblasbaren Flöße. „Im Wasser war es schlimm“, erzählt später der junge Leutnant Andrej Saizew einem Journalisten. „Ich hing nur an der Außenwand des Floßes. Und als die Hände vor Kälte starr wurden, biß ich mich mit den Zähnen fest...“ Die Lebenden und die Toten: sie waren kaum noch zu unterscheiden, als nach anderthalb Stunden des Ausharrens im Eiswasser die ersten Helfer gegen 18.30 Uhr eintrafen. „Als wir schon am Ende all unserer Kräfte waren“, erzählen die Überlebenden, „begannen wir russische Matrosenlieder zu singen...“

Dietrich Pätzold

Fotos: ZB/dpa-Tele; TASS; A. Kusnezow/„Krasnaja swesda“

Das Dach überm Kopf

Von Karl-Eduard v. Schnitzler

Der Quadratmeter Wohnfläche 10 Mark 60; zweieinhalb Zimmer DM 1000,75? Kaum vorstellbar. Ältere und alte Wohnungen werden nicht restauriert, sondern von den Eigentümern gezielt zerstört, unbewohnbar gemacht, bis die entnervten Mieter ausziehen? Undenkbar.

Undenkbar in einem Staat, in dessen Verfassung der Artikel 37 jedem Bürger garantiert: „Wohnraum für sich und seine Familie entsprechend den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten und örtlichen Bedingungen“. „Dieses Recht durch die Förderung des Wohnungsbaus, die Werterhaltung vorhandenen Wohnraums und die öffentliche Kontrolle über die gerechte Verteilung des Wohnraums zu verwirklichen“ – dazu sind Staat und Abgeordnete verpflichtet.

In der Verfassung, dem bald 40jährigen „Grundgesetz“ der BRD, steht: „Eigentum verpflichtet!“ Die Praxis bezeugt das Gegenteil: Hausbesitz berechtigt zu Wucher und Erpressung. Die Besitzer – Reiche in Prachtvillen im In- und Ausland, immer öfter auch Versicherungen und Banken, aber auch Staat und Kommunen: Sie sind nun einmal von Geschäfts wegen keine Freunde von Kindergärten und Krippen, Feierabendheimen und Pflegeheimen, ambulanten ärztlichen Arbeitsplätzen, Schulklassen und Jugendklubs, schon gar nicht von vernünftigen Wohnungen mit vernünftigen Mieten.

Wohnungen sind nicht für Menschen da und für das Menschenrecht auf Wohnen, sondern für den Profit. Wohnung ist für sie kein menschliches Bedürfnis, das zu befriedigen ist, sondern eine Ware, mit der man handelt und spekuliert und an der man profitiert – auf Kosten des Lebensniveaus, der Lebensqualität des Volkes. Öffentlich dürfen Hausbesitzer-Organisationen vor einer „überzogenen Sozialbildung des Eigentums“ warnen.

Dieses ist nicht die Aneinanderreihung unbewiesener Thesen, sondern die unvollständige Auflistung täglicher Nachrichten in Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehsendungen der BRD. Dazu gehört auch diese Meldung:

„In der BRD haben sich in den letzten Jahren die Mietpreise wesentlich mehr erhöht als die verfügbaren Einkommen. 65 Prozent der Haushalte mit niedrigen Einkommen müssen heute mehr als einen Wochenverdienst für Miete ausgeben. Das Wohnen in Notunterkünften ist für viele zu einem langjährigen, oft lebenslangen Zustand geworden“ (DPA, 1. 10. 88).

Eine „Bundesarbeitsgemeinschaft der Nichtseßhaftenhilfe“ (so was gibt's dort, muß es wohl geben) nennt die Zahl von „Bundesbürgern ohne Wohnung bzw. dauerhafte Unterkunft und ohne Wohnsitz“ hunderttausend, „in Notunterkünften“ seien 200 000 untergebracht, und für 700 000 liege „die Wohnsituation unter dem gesellschaftlich zumutbaren Zustand“.

In der kapitalistischen Gesellschaft nämlich besteht ein enger Zusammenhang zwischen Verlust des Arbeitsplatzes, Mietschulden, Kündigung, Räumungsklage, Exmittierung, Verlust der Wohnung, Einweisung in Notunterkunft, also Obdachlosenheim. Weitere Schritte ins soziale Abseits können Obdachlosigkeit, Drogen, Prostitution, Kriminalität und Selbstmord sein (und sind, namentlich unter Jugendlichen, bereits Massenerscheinung).

Wo der Profit regiert und weit vor dem Menschen rangiert, ist Willkür gegenüber dem Mieter nicht verwunderlich. Ist er aus seiner – nach Ansicht des Besitzers zu billigen – Wohnung (nicht nur in Altbauten) endlich hinausgeekelt, wird abgerissen; Handelshochhäuser, Banken und Spielhallen können mehr bezahlen. Sie bringen dem Eigentümer mehr Profit. Darum gibt es einen „Wohnungsmarkt“. Und wer hat, kann sich auf diesem „Markt“ bedienen; wer nicht hat, hat Pech.

Der Bundesbauminister sieht „keinen Grund, neue Förderungsprogramme für den sozialen Wohnungsbau aufzulegen“. Die Finanzhilfe für den sozialen Wohnungsbau wurde in sechs Jahren von 2,3 Milliarden D-Mark auf 0,45 Milliarden zusammengestrichen.

Für immer mehr Bundesbürger und Westberliner ist Wohnraum zum unerschwinglichen Luxusgegenstand geworden.

Wir sehen: Mit der vielgepriesenen „Marktwirtschaft“ ist das Wohnungsproblem nicht zu lösen.

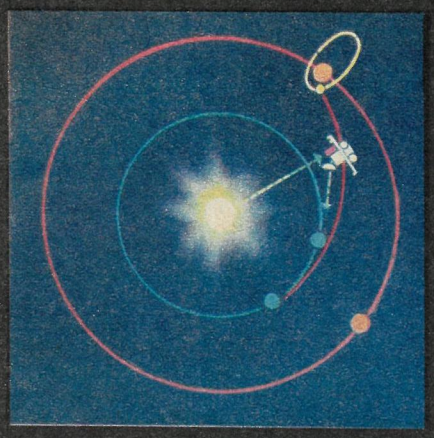
Natürlich weiß ich, was für ein Erbe wir übernommen haben: Aus der Kaiserzeit und der Weimarer Republik, aus den braunen Jahren, da „Reichsautobahnen“ für Logistik und Krieg gebaut wurden, statt Wohnungen für den Frieden. Nur zu schmerzlich sind die Folgen kapitalistischer Wohnungsbaupolitik und zweier Weltkriege.

In diesen Dimensionen muß man sehen, wie wir dem zu Leibe gehen – erfolgreich, mit ungeheuren Anstrengungen und bei Beharren auf sozialistischer Mietpreispolitik. Das ist ein historisches Programm, angesichts dessen sich Anpacken, Geduld, Stolz auf bereits Geschaffenes und – davon abgeleitet – berechtigter Optimismus paaren müssen.

Hüben also das in der Geschichte erstmalige Wohnungsbauprogramm; drüben Profit auf Kosten des Menschenrechts auf würdigen Wohnraum, Wohnungsnot, menschenfeindliche Spekulationen: von Privatbesitzern, Banken und Unternehmen, aber auch in Rathäusern und Regierungssitzen.

Auch auf diesem lebenswichtigen Gebiet der Menschenrechte erweist sich: Gegenwart und Zukunft brauchen nicht mehr Kapitalismus, sondern weniger Kapitalismus! Und nicht weniger Sozialismus steht auf der Tagesordnung an der Jahrhundert-Jahrtausendwende, sondern mehr Sozialismus!

Videothermo



Eine der Infrarotaufnahmen vom Planeten Mars, aufgenommen von Phobos 2 am 25. März dieses Jahres (großes Foto). Nach gut sechseinhalb Monaten Flug schwenkte die sowjetische Raumsonde erstmals auf eine Mars-Umlaufbahn ein, auf der sie bis zu 850 Kilometer an die Planetenoberfläche herankam. Auf marsnaher Bahn wurden dann Untersuchungen der Oberfläche des Planeten und seiner Atmosphäre vorgenommen, die es ermöglichen, die Höhen einzelner Gebiete zu kartieren und die Zusammensetzung der Gesteine zu analysieren. So liegen nun exakte Infrarotaufnahmen des Planeten vor, die Vulkane und Krater zeigen und eine sichere Vorstellung von der Temperaturverteilung geben. Phobos 2 bewies, daß man über 200 Millionen Kilometer hinweg die Temperatur auf dem Mars mit einer Genauigkeit von plus/minus einem Grad bestimmen kann. Während an einigen Stellen 0 Grad Celsius gemessen wurden, registrierte man in vulkanischen Gebieten Temperaturen, die um 20 Grad höher liegen als in der Umgebung. Weitere Daten lieferten plasmaphysikalische Meßgeräte über den Sonnenwind sowie Magnetometer, von denen präzise Aussagen über das Magnetfeld des Planeten erhofft werden. Schon am 22. Februar hatte Phobos 2 Interessantes mitzuteilen: Auf dem Bildschirm zeigte sich ein kartoffelähnliches Gebilde, fotografiert in rund 200 Millionen Kilometer Entfernung von der Erde – die ersten Funkbilder vom Mars-Trabanten Phobos. Sie sorgten bei Fachleuten wie bei Laien für Aufsehen. Eine Woche später übermittelte die Sonde weitere Aufnahmen. Während die ersten Bilder aus einer Entfernung von 800 bis 1200 Kilometern aufgenommen wurden, betrug der Abstand nun nur noch 320 bis 440 Kilometer.

meter vom Mars

Die Fotos wie alle anderen bisher von der Station übermittelten Informationen sind für die Erforschung des marsnahen Weltraums von außerordentlichem Wert.

Der schwierigste und vielversprechendste Teil der Mission – die ursprünglich für Anfang April geplante Annäherung der Sonde auf etwa 50 Meter an den Marsmond und das Absetzen von Landeapparaten mit Laserapparaturen – ist durch den am 27. März verlorengegangenen Funkkontakt nun offenbar unmöglich geworden. Dabei war der Kurs der interplanetaren Station in den vergangenen Wochen programmgemäß mehrmals erfolgreich korrigiert worden. Bei der bislang letzten Funkverbindung am 27. März brauchte ein Signal für die Strecke Erde–Sonde 30 Minuten. Gerade auf Phobos 2 hatten die Wissenschaftler alle ihre Hoffnungen gesetzt, denn die Schwester-Sonde Phobos 1, ebenfalls im Juli vergangenen Jahres in Richtung auf den roten Planeten in Marsch gesetzt, ging bereits Anfang September verloren. In einem Funkkommando hatte ein einziger Buchstabe gefehlt, der einen falschen Befehl auslöste und zur Abschaltung des Orientierungssystems führte. Mit dem Röntgen-Teleskop TEREK (links oben: auf der Flugbahn Erde–Mars), das von UdSSR- und ČSSR-Spezialisten entwickelt worden war, gelangen zuvor bei 14 von 50 geplanten Sonnenbeobachtungen 140 hochwertige Abbildungen der Sonne und ihrer Korona. Das Ergebnis: neue wichtige Daten für die Wissenschaft, vor allem von den am wenigsten erforschten Schichten der Sonnenumgebung – der Chromosphäre, der Korona und der Übergangsschicht. Nun aber schweigt auch Phobos 2. Ein einziger Fehlschlag? Für die am Projekt beteiligten Wissenschaftler aus dreizehn europäischen Ländern, darunter aus der DDR sowie von der westeuropäischen Weltraumagentur ESA ist das Marsprojekt – selbst wenn es nicht mehr gelingt, noch einmal Kontakt zur Raumsonde aufzunehmen – kein Mißerfolg. Es wird eingeschätzt, daß dennoch rund 50 bis 60 Prozent der maximal zu erwartenden wissenschaftlichen Informationen gewonnen werden konnten.

Günther Ludvik

Foto: TASS/Puschkarjow, Grafik: Archiv

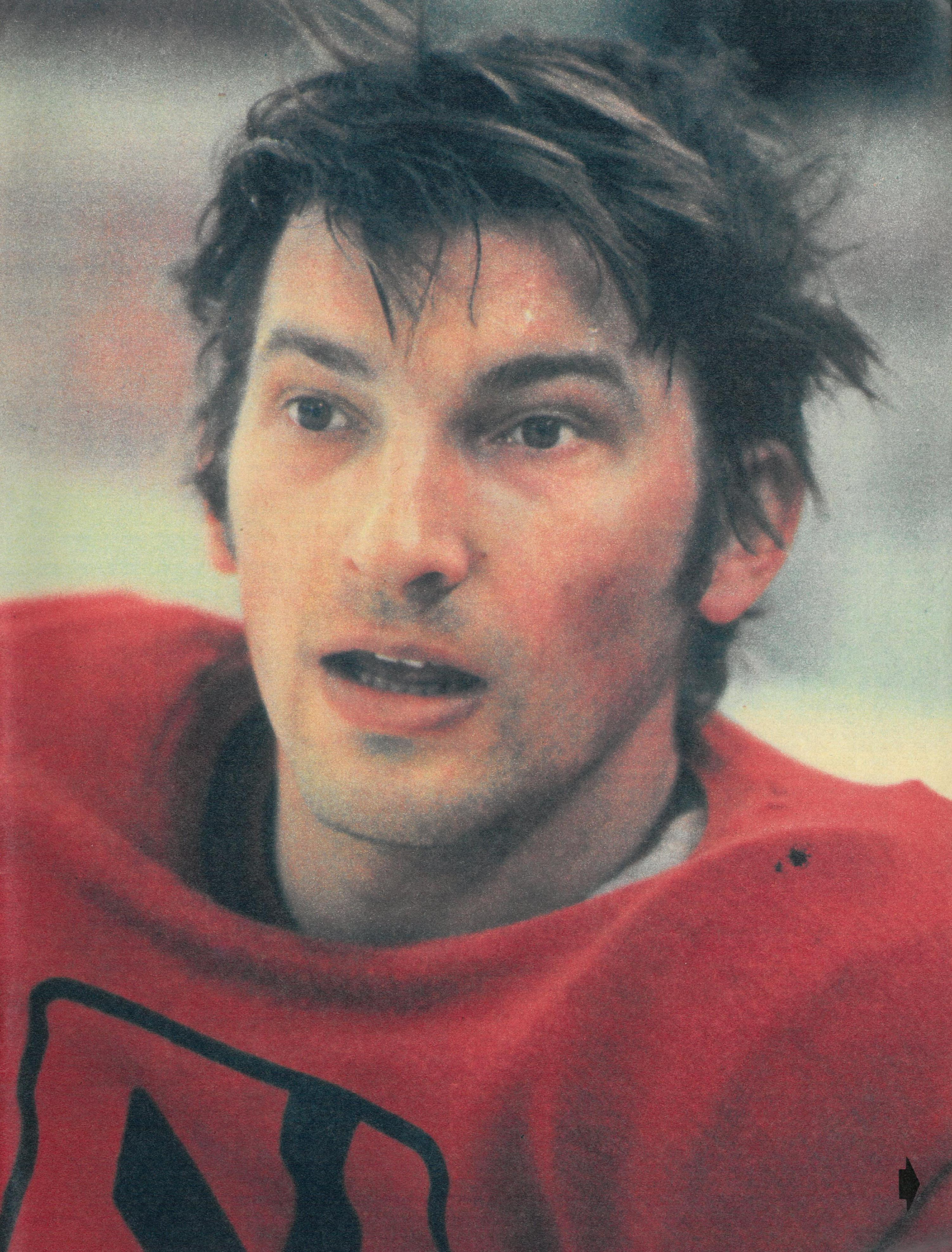
Voriges Jahr um diese Zeit hat der Armeesportklub ZSKA Moskau den 65. Jahrestag seiner einst von Lenin nachdrücklich gewünschten Gründung gefeiert. Wer soviel Geschichte hat, darf sich auch ein Museum leisten. Eins mit allen Schikanen wie das an der Leningrader Chaussee: Eine Galerie aus Glas und Marmor und in schillernden Farben, gestützt von eckigen Säulen, auf denen rundum und von oben bis unten in goldenen Buchstaben Namen eingraviert sind, die dem Sporthuldiger ein hundertfaches „o ja“ entlocken. Unter den seit Helsinki '52 reichlich gekrönten Häuptern Olympias sogar der erste sowjetische Goldmedaillengewinner überhaupt: Die Diskuswerferin Nina Ponomarjowa – ZSKA!

Auch Reliquiare von Männern des Klubs, die sich zu einer Zeit landesweit bekannt machten, da die Älteren unter uns noch den Schulranzen trugen oder – wie im Ausnahmefall Pawel Bitschkow – noch gar nicht auf der Welt waren: Anno 1910 erster russischer Meister im Skilauf und zur Zarenzeit Straßenkehrer, dem immer nachgesagt wurde, er sei in der weißen Spur ebendarum so ausdauernd, weil er den lieben langen Tag an der frischen Luft arbeite. Vergilbte Hinterlassenschaften von und über Wassili Oschepkow, der das Wort Sambo erfand, in den dreißiger Jahren die „Selbstverteidigung ohne Waffen“ zum Nationalsport entwickelte und nicht mehr erlebte, wie sein Werk eines Tages weltmeisterschaftliche Ausmaße erlangte. Aufbewahrte Dokumente von Alexej Kuwschinnikow, dem ZSKA-Dienstältesten für alle Zeiten. Als er im Alter von 91 Jahren immer noch im Klub herumwirtschaftete, wagte ihn jemand zu fragen: „Willste dir nicht endlich mal ein bißchen mehr Ruhe gönnen?“

Längeres Verweilen, weil man ihn selbst so gut kannte, beim epochalen Langstreckenläufer Wladimir Kuz. Inmitten unverwechselbarer Erinnerungszeichen ein jungfräuliches Bild aus Trostjanez. Darauf das dortige Denkmal von ihm, dreieinhalb Meter hoch. Nur Finnlands sportlicher Wundererscheinung Paavo Nurmi ist je gleiche Ehre zuteil geworden. Im Museum vis-à-vis von Kuz die in einer Vitrine ver-

Wenn das Eis brennt

Mit diesem Lemma präsentierte der mittlerweile zur Eishockey-Legende gediehene Torhüter Wladislaw Tretjak sein schriftstellerisches Erstlingswerk. Bei ihm brannte das Eis immer, er selbst brannte ebenfalls lichterloh: Von Kind auf beim ZSKA Moskau und anderthalb Jahrzehnte im UdSSR-Nationaldreß, wurde er mit drei Olympiasiegen, zehn Weltmeistertiteln und vielem anderen mehr erfolgreichster Eishockeyspieler der Welt. Am Vorabend der WM '89 besuchten ihn die FW-Reporter Hans Richard Vollbrecht (Text) und Volkmar Billeb (Foto) in Moskau.



Wenn das Eis brennt

wahrten Reminiszenzen an die großen Auftritte seines Zeitgenossen Wsewolod Bobrow. Daselbst zu besichtigen eine goldene Uhr, die dem Eishockey-Tschapajew einmal vom schwedischen König geschenkt worden war. Seine Majestät zeigte sich hingerissen von der Bobrowschen Kunst, mit dem Puck umzugehen, und von seiner Führungsqualität, als der damalige David „Sbornaja" den Goliath besiegte, der Kanada hieß.

Womit wir beim Eishockey wären. Beim siebenmaligen Olympiasieger, 20fachen Welt- und 24fachen Europameister Sowjetunion. Beim ZSKA Moskau, der 31 Landesmeistertitel errang, mit neunzehn Europacupsiegen, davon einem Dutzend in Folge, alles in den Schatten stellte und stets das Gros der „Sbornaja" mit Männern bildete, deren Namen sich die Sportwelt auf der Zunge zergehen läßt: Bobrow, Firsow, Michailow, Charlamow, Petrow, Fetissow, Makarow, Larionow und wie sie alle heißen. Natürlich auch Wladislaw Tretjak. Nach „Wenn das Eis brennt" hat er ein zweites Buch geschrieben – „Treue". In einer Auflage von 150 000 haben es die in ihn vernarrten Kanadier ebenfalls verlegt, veränderten aber den Titel: „Die Legende Tretjak". Als ob sich der bescheidene König der Torhüter für diese reißerische Aufschrift entschuldigen müßte: „Daß ich so was nie schreiben würde, werdet ihr mir hoffentlich glauben..."

„Bin ich mir ähnlich?", fragte er, als wir mit ihm durch das ZSKA-Museum spazierten und er sich dort neben die Büste stellte, für die er Modell gesessen hat. Nicht nur das künstlerische Abbild, auch alles Drum und Dran daneben ist ihm ähnlich. Es sind für ihn so etwas wie Waren des täglichen Bedarfs gewesen: Die Montur mit der berühmten Nummer 20, die Maske, die viertelmeterbreiten Beinschienen, der kurze Torwartstock mit der großen Schaufel. „Das meiste davon trug ich in meinem Abschiedsspiel – einem von vielen in meinem scheinbar endlosen Eishokkeyleben, deren Anzahl ich immer noch nicht weiß. Mit elf kam ich zum ZSKA. Als ich siebzehn war, holte mich der unverbesserliche Optimist Tarassow in die Nationalmannschaft, der ich anderthalb Jahrzehnte angehörte. So lange ‚gedient' hat bei uns noch keiner, um nicht zu sagen, so lange halten's die wenigsten aus."

Es mag sein, daß sein damaliges Alter einen Rücktritt noch gar nicht rechtfertigte. Als Trainer Anatoli Tarassow allen Kopfschüttlern zum Trotz den Teenager als „vierte Wahl" fürs Tor in die „Sbornaja" beorderte, war mit Viktor Konowalenko ein ebenfalls schon Zweiunddreißigjähriger nach wie vor erste Wahl für den „letzten Mann". Doch Tretjak hatte triftige Gründe, daß er in den besten Mannesjahren vom Eis abtrat und dabei überhaupt keine Wehmut empfand: „Ich wolle einfach nicht mehr. Immer öfter überhörte ich das Ticken der Eishockeyuhr in mir. Diese Hotels, diese fortwährende Sehnsucht nach der Familie, dieses ständige Nachdenken über Tarassows wahre These, daß die Entwicklung des Torwarts keine Grenzen hat, diese immer größer werdende Brisanz in unserem Spiel... Da kannst du der stärkste Mann der Welt sein, eines Tages wirst du schwach."

Die Kanadier wissen schon, wovon sie sprechen: Tretjak war eine Extraausgabe von Torwart. Er wollte stets der Beste sein, „und es wurmte mich mächtig, wenn man einmal unzufrieden mit mir war". Zwar gehörten die alljährlichen Spiele in Kanada zu den besten seiner Laufbahn, „aber ihre unglaubliche Härte hat das Eis unter mir brennen lassen". Ihn besiegen, das war was! „Und wenn das nicht klappte, stöberten mich die Reporter irgendwo beim Tennis auf und jubelten am nächsten Tag in großen Schlagzeilen: Tretjak verlor 0:6!" Doch den landesweiten und aufrichtigen Respekt vor seinem Können faßte einmal das „Journal de Montreal" in drei Sätzen zusammen: „Manchmal hat es den Anschein, als hätten im Wirbel auf dem Eis alle den Kopf verloren. Mit einem siebten Sinn orientiert sich in dieser Wirrnis nur einer: Tretjak. Seine Ruhe kann einen in Rage bringen."

Der nunmehrige Eishockey-Pensionär aus Moskau ist in Kanada ein begehrter Mann geblieben. „Jedes Jahr reise ich nach Montreal und schule dort in mehreren Lehrgängen Torhüter im Alter von neun bis 48 Jahren. Alle durch die Bank tragen die Nummer 20. Es werden von Mal zu Mal mehr. Sogar Mädchen sind dabei. Neuerdings warten bereits 250 Torleute auf mich – verrückter kann selbst in Brasilien der Fußball nicht sein..."

Das Talent wird Wladislaw Tretjak

Im ZSKA-Museum (rechts) repräsentieren Wladislaw Tretjak (rechts außen bei seinem liebsten Freizeitsport, Tennis) und Igor Larionow (oben) zwei von vier sowjetischen Eishockey-Generationen. Ihr „verrücktester" Erfolg zu zweit: Mit ihnen sowie Fetissow, Kasatonow, Makarow und Krutow stellte die UdSSR einmal das komplette All-Star-Team eines Weltchampionats!

vermutlich von der Mutter geerbt haben. Sie spielte Bandy, Eishokkey mit Ball. Ihren Stock fand der fünfjährige Sohn in irgendeinem Schrank, ging damit auf den Hof, suchte sich Steine und schoß mit seinen dünnen Ärmchen Löcher in die Hauswand. Sechs Jahre später folgte der große Anfang. Der ZSKA Moskau („die beste Kinderschule der Welt") nahm den Jungen sofort: Er hatte im Rückwärtslaufen auf Schlittschuhen die gesamte übrige Bewerberschaft geschlagen. Als „Mann für den Sturm" ärgerte sich der kleine Tretjak, daß er keine Montur bekam. „Nur die Torhüter hatten immer eine. Als ich eines Tages eher ausnahmsweise als geplant mal im Kasten stand und Tarassow mit Kennerblick auf Anhieb gesehen haben will, daß ich genau derjenige war, den er brauchte, willigte ich nur mit der Zusage ein, daß ich mit sofortiger Wirkung auch eine Montur bekam. Erst der Torwart Tretjak fühlte sich als ‚richtiger' Eishockeyspieler – er sah nun auch äußerlich danach aus." Daß er dann in Windeseile der beste Torwart der Welt wurde, läßt Tretjak lieber andere sagen.

Wenn er über Tarassow spricht, leuchten seine Augen. „Er war der beste Eishockeylehrer der Welt, für alle wie ein Vater – nicht nur für mich, obwohl gerade ich ihm alles verdanke. Er vertraute mir als Siebzehnjährigem das Tor an, wofür er Unverständnis und Widerstände erntete. Mit mir Grünschnabel spielten so gestandene Männer wie Almetow und Alexandrow, Loktjew und Firsow. Da gab es Leute, die mich fragten: Hast du denn gar keine Angst? Worüber Tarassow nur lächelte. Es kam ihm zuallererst darauf an, daß niemand faulenzte, keiner eine Schwäche zeigte und jedermann davon überzeugt war, daß für eine Niederlage immer die ganze Mannschaft geradezustehen hat. Tarassow war, ich will's mal so sagen, ein herzensguter, weiser und vor Ideen sprühender Maximalist."

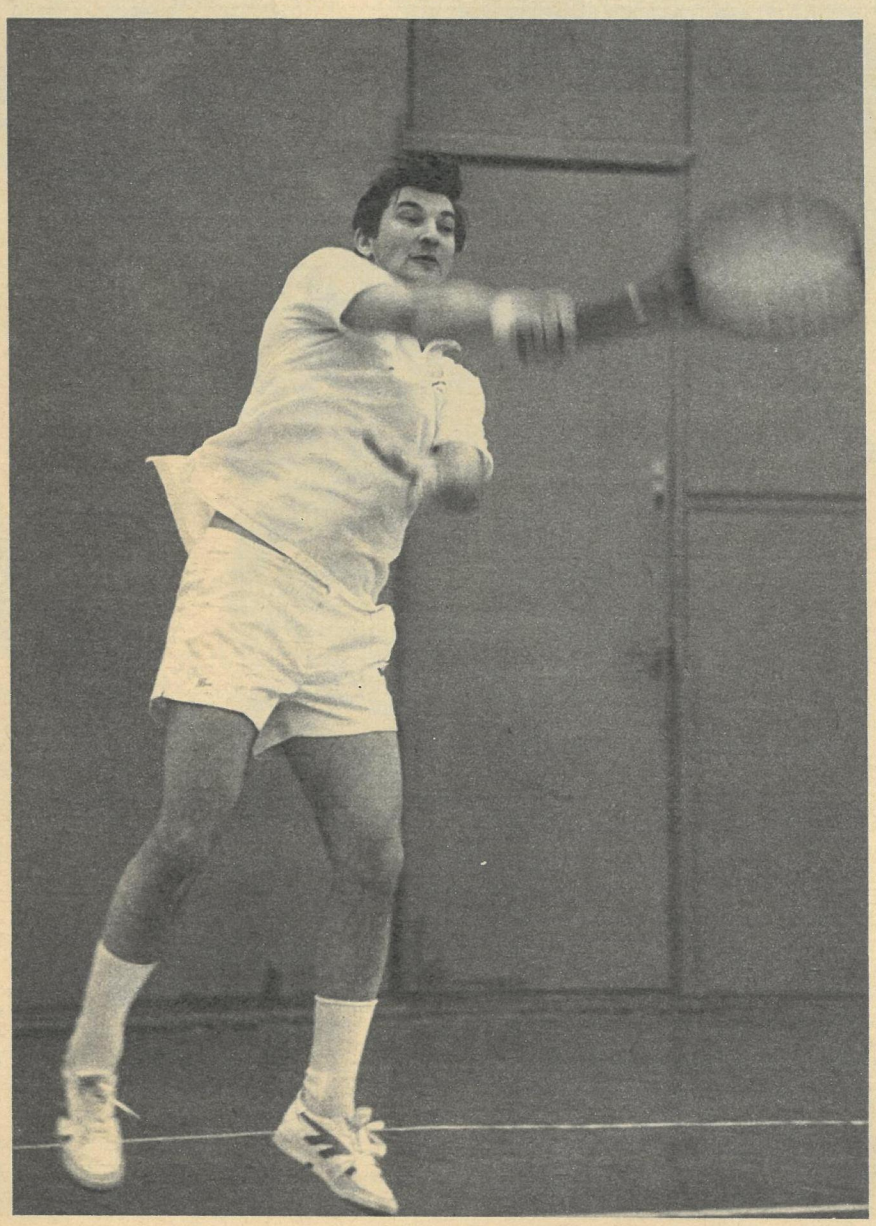
Der Haudegen Tarassow hat letztlich auch ein Auge zugedrückt, als sein junger Torwart Tretjak einen Tag vor der Abreise zum Canada-Cup Hochzeit machen wollte. „Auf der wichtigsten Strecke meines Leben stellte ich meinen schönsten Rekord auf. Eines meiner großen Vorbilder, der im Krieg hochdekorierte Flieger-Oberst Wassili Geleta, machte mich während eines Besuches mit einem Mädchen bekannt, dem ich schon nach ein paar Tagen einen Heiratsantrag machte. Der schönen Tatjana ging das alles viel zu schnell, sie bat sich Bedenkzeit aus. Ich selbst fuhr inzwischen zu Spielen in die DDR, kaufte im Hochzeitsausstatter Stoff für ein Brautkleid, flog mit Herzflattern nach Moskau zurück und stellte meine Herzensdame vor vollendete Tatsachen. ‚Vorm Canada-Cup heiraten?' fragte Tarassow. ‚Kommt überhaupt nicht in Frage!' Aber postwendend kam die liebenswerte Vaterfigur bei ihm durch: ‚Na gut, aber auf dem Flugplatz will ich dich pünktlich wiedersehen!' Worauf er sich verlassen konnte. So brannte sogar auf meiner Hochzeitsreise ohne Braut das Eis unter meinen Füßen – und wir spielten wie die Götter..."

Die Liebe ist so grün geblieben wie am ersten Tag. Sohn Dmitri ist inzwischen fünfzehn, Tochter Irina zwölf. Daß in der Familie des Oberstleutnants Wladislaw und der Lehrerin für russische Literatur Tatjana Tretjak Eishockey überhaupt keine Rolle spielt, ist ein Phänomen und vielleicht auch einer der Gründe, weshalb der erfolgreichste Eishockeyspieler der Welt immer schlicht und ohne Pose geblieben ist. „Meine Frau sagt, sie liebe ihren Mann und nicht den maskierten Torwart, den sie ohnehin kaum in ihrem Leben hat spielen sehen. Und wenn den Kindern jemand begegnet, der sie fragt, ob sie etwas mit dem sportberühmten Tretjak zu tun hätten, dann antworten sie: ‚Jaja, der ist unser Vater – ist das wichtig?' Weil ich meine Familie auch in dieser Hinsicht schon immer so unheimlich gut fand, hatte ich auch stets soviel Sehnsucht nach ihr..."

Den um Jahresbeginn ausgebrochenen und noch nicht ganz ausgestandenen Familienkrach im sowjetischen Eishockey möchte Wladislaw Tretjak dritten gegenüber nicht kommentieren. Der Haussegen hing schief, wobei sich mit Säbel statt Florett und in aller Öffentlichkeit vor allem die Stars Fetissow, Larionow und Makarow mit Trainer Viktor Tichonow in den Haaren lagen. Sie warfen ihm vor, er sei ein Despot. Momentan ist Burgfrieden, denn in Stockholm hat die Weltmeisterschaft begonnen. Die UdSSR präsentiert sich dort als Olympiasieger, für den mit dem „Fünfer" Fetissow/Kasatonow/Makarow/Larionow/Krutow alles steht und alles fällt, denn er ist seit Jahr und Tag das Beste, was es im Eishockey gibt. Tichonow hat zur rechten Zeit ein wahres Wort gesprochen: „Vergessen wir lieber die Siege vom Vorjahr. Das Eis von damals ist längst geschmolzen. Im Sport wird man nie für immer Meister, bei uns nur jeweils für ein Jahr. Das einzige, wovon wir immer leben können, sind die Lehren aus den Siegen und den Niederlagen von gestern."

Das hat er gut gesagt. Es gilt auch nicht nur fürs Eishockey.

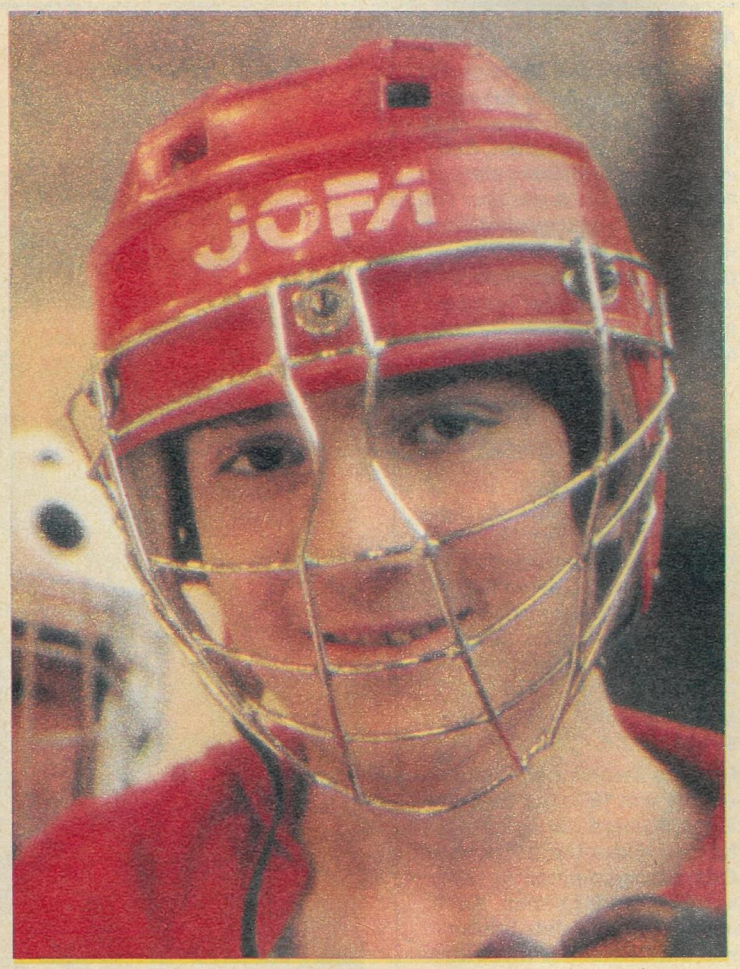
Zusatzfotos: Igor Utkin, APN



ТЕЛЕВИЗОРЫ ЦВЕТНОГО ИЗОБРАЖ
ТЕМП

Wenn das Eis brennt

31mal wurde der ZSKA Moskau Landesmeister, 15mal war Tretjak dabei. „Und wer glaubt, das seien Spaziergänge gewesen, der irrt. Jeder Titelgewinn war, als hätten wir einen Bergriesen bezwungen." Unser Bild: ZSKA kontra Dynamo – ein immergrüner Schlager.



Zwitschern auch die Jungen, so wie die Alten sungen? Sascha Charlamow (oben) ist der Sohn eines der weltbesten Sturmreihen-Kapitäne vergangener Zeiten und ihm wie aus dem Gesicht geschnitten. Vater Valeri spielte einst mit Wladimir Petrow und Boris Michailow (unten von rechts) in einer Troika, die ihresgleichen suchte und in der jeder ein Künstler für sich war. Über Nacht dann das jähe Ende: In einem Taxi geboren, ist Valeri Charlamow auch in einem Auto gestorben. Mit seiner bei jenem Unglück ebenfalls aus dem Leben gerissenen Frau hinterließ er zwei Kinder: Sascha und die Eiskunstlauf-Elevin Begonia, die den Vornamen ihrer Oma, der spanischen Mutter Valeri Charlamows trägt. Seit jenem kummervollen Tag gibt es die weltberühmt gewordene Nummer 17 auf dem Dreß nur noch im ZSKA-Museum zu sehen, niemand hat sie übernommen. Und seitdem lassen Saschas viele Patenonkels, rührend fürsorgliche Spieler im ZSKA, nichts unversucht, „Charlamow II." zum Ebenbild seines Vaters zu machen.

● Zitiert

Offenbar hat der Mensch ein paar grundlegende Erkenntnisse gewonnen: So scheint er endlich einzusehen, daß es bei einer großangelegten Konfrontation in unserer von Kernwaffen starrenden Welt nur Verlierer geben kann, daß ein Sieg dabei nicht möglich ist und der Fortbestand der gesamten Menschheit gefährdet wird.
Dante M. Caputo, Außenminister Argentiniens

● Kurz berichtet

Einziger Preisträger der tschechoslowakischen Bierbrauereien auf dem kürzlich beendeten Internationalen Nahrungsmittelsalon in Brno ist das Leichtbier „Wenzelslight". Es handelt sich um ein neues, stark gegorenes Getränk, bei dem der Energiegehalt um ein Drittel gesenkt wurde.

Um das Zweieinhalbfache wuchs von 1970 bis 1985 die Gesamtlänge der Rohrleitungen in der UdSSR, wobei Gasleitungen einen Anteil von 70 Prozent haben. Auch in den kommenden Jahren soll ein Drittel der Investitionen im Bereich der Erdöl- und Erdgasindustrie für den Leitungsbau bereitgestellt werden.

„Eßt mehr Sojabohnen!" fordern chinesische Ernährungswissenschaftler von ihren Landsleuten, nachdem sie festgestellt haben, daß 35 Prozent aller Kinder in den staatlichen Schulen unter Proteinmangel leiden. China hat eine jahrtausendealte Tradition im Anbau von eiweißreichen Sojabohnen.

Der Monat des nationalen Gedenkens, der in der Volksrepublik Polen traditionell im April begangen wird, ist mit einer Manifestation in Kutno eröffnet worden. Tausende fanden sich an der Gedenkstätte für die Schlacht an der Bzura ein, die dort im September 1939 zwischen den polnischen Truppen und den nazistischen Okkupanten tobte.

2514 Versteinerungen von Tieren, die vor Millionen Jahren im Badensko-Meer lebten, schenkte der ehemalige Lehrer Iwan Kadiew aus Plewen unlängst der Hochschule für Bergbauwesen und Geologie in Sofia. Der 75jährige Naturschützer will auch künftig fossile Fundstätten erkunden.

9000 Wohnungen können mit dem Dampf beheizt werden, den Brnos erste Müllverbrennungsanlage erzeugt. Sie nahm kürzlich den Probebetrieb auf und soll den gesamten Haus- und einen Teil des Industriemülls der Stadt verbrennen. Elektrostatische Filter fangen 99,8 Prozent der Flugasche ab.

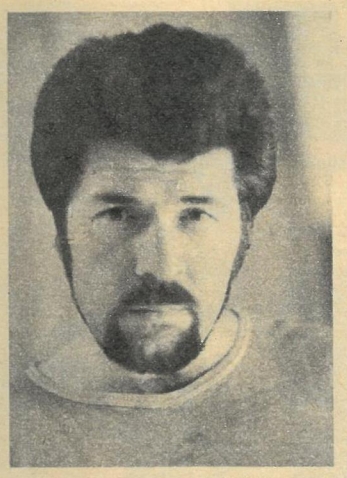
Compañeros

Gorbatschow zu Gast bei Fidel

Zwei große Staatsmänner unserer Zeit trafen Anfang April in Havanna zusammen. Es war nicht die erste Begegnung zwischen Michail Gorbatschow und Fidel Castro. Jedoch der erste Staatsbesuch, den der sowjetische Repräsentant dem sozialistischen Kuba, ja überhaupt einem lateinamerikanischen Land abstattete. Im Vorfeld der Begegnung, die eigentlich im Dezember schon sein sollte und wegen des Erdbebens in Armenien verschoben worden war, versuchten westliche Kommentatoren den Eindruck zu erwecken, es träfen da Rivalen aufeinander, die viel Kontroverses miteinander zu bereden hätten. Sie wurden bitter enttäuscht: Wenngleich Gorbatschow und Castro bei ihrem vielstündigen Meinungsaustausch über Bilaterales und internationale Fragen in mancher Beziehung durchaus verschiedene Standpunkte äußerten, so betonten sie doch gleichzeitig die große Wertschätzung und den Respekt füreinander und gegenüber dem Aufbauwerk beider Völker. „Die Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern, die sowjetisch-kubanischen Beziehungen sind stabil", sagte Michail Gorbatschow vor der kubanischen Nationalversammlung. „Sie stützen sich auf die Prinzipien der Gleichberechtigung, zeichnen sich durch Achtung der Selbständigkeit, durch das Verständnis für die gemeinsame Verantwortung und die Notwendigkeit der internationalistischen Hilfe aus." Und Fidel Castro gab seiner Verwunderung breiten Raum, irgendwer könne ernsthaft annehmen, „daß die Maßnahmen, die in der Sowjetunion verwirklicht werden, exakt die gleichen sein könnten wie in Kuba und umgekehrt". Herausragendes Ergebnis des Staatsbesuchs: der Abschluß eines auf fünfundzwanzig Jahre bemessenen Vertrages über Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Kuba und der UdSSR. Ein übrigens auf Initiative der Sowjetunion geschlossenes Abkommen und das erste seiner Art zwischen beiden Ländern. Es hebt die Kooperation auf nahezu allen Gebieten qualitativ auf eine neue Stufe. Was, wie immer wieder vor Ort zu hören war, angesichts der fortdauernden feindseligen Haltung Washingtons gegenüber dem westlichsten Vorposten des Sozialismus nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Kurt Kaiser

Foto: TASS/Pessow



Ein neues Haus an der Wolga?

In Moskau sprach FREIE WELT mit Dr. Heinrich Grout, dem Vorsitzenden der neuen Unionsgesellschaft „Wiedergeburt".

Ihre Organisation wurde erst vor wenigen Tagen gegründet?

Ja, 105 Delegierte unserer Vereinigung haben auf der Gründungskonferenz Ende März in Moskau ein Statut und ein Programm beschlossen, das sich auf die Interessen der 2,2 Millionen Sowjetbürger deutscher Nationalität bezieht. Ich bin einer von ihnen und wurde zum Vorsitzenden der Gesellschaft gewählt.

Vielleicht ein paar Worte mehr zur eigenen Person?

Ich bin 38 Jahre alt, Kandidat der biologischen Wissenschaften, arbeite als Laborleiter am Asowschen wissenschaftlichen Forschungsinstitut für Fischwirtschaft im ukrainischen Berdjansk. Meine Eltern stammen von der Wolga, wurden dort 1941 ausgesiedelt und arbeiteten dann – wie fast alle Sowjetdeutschen – in der Arbeitsarmee. Erst im Jahre 1965 konnten wir aus Kasachstan ins heimatliche Wolgagebiet zurückkehren...

Und weshalb jetzt das Engagement für eine spezielle Gesellschaft Ihrer Landsleute?

Wir wollen uns für die verfassungsmäßigen Rechte der Sowjetdeutschen einsetzen: die Möglichkeit, unsere Kultur erhalten zu können, unsere Sprache, Kunst und Literatur zu entfalten – kurz, unsere nationale Identität wiederfinden. Wir sind der Meinung, daß die Wiederherstellung der Autonomen Sozialistischen Republik der Sowjetdeutschen an der Wolga, die 1941 ungerechtfertigterweise aufgelöst wurde, sehr wichtig ist. Das würden wir als volle Rehabilitierung empfinden.

Wie meinen Sie das?

Nun, seit ihrer Ansiedlung in Rußland vor über zwei Jahrhunderten gehen die Deutschen hier im Vergleich mit anderen deutschsprachigen Völkern einen eigenen historischen Weg. Erst im Zarenreich, dann nach der Oktoberrevolution unter sowjetischen Bedingungen. Faktisch aber losgelöst von allen anderen Ländern, in denen Deutsche leben. In den ersten beiden Jahrzehnten der Sowjetmacht entwickelten sich die Sowjetdeutschen allmählich in Richtung einer sozialistischen nationalen Gemeinschaft; dieser Prozeß wurde abrupt unterbrochen, als man uns die Autonomie nahm... Mit der Wiederherstellung unserer Republik hätten wir ein Haus, in dem wir all das einrichten können, was ein Volk benötigt: muttersprachliche Schulen, eine ebensolche Universität, ein eigener Buchverlag, Zeitungen und anderes mehr.

Kann es da nicht zu Konflikten mit den an der Wolga lebenden anderen Nationalitäten kommen?

Natürlich sind nationale Fragen sehr, sehr brisant. Wir haben es in unserer gut zweihundertjährigen Geschichte, vor allem in der jüngeren, buchstäblich am eigenen Leibe verspürt. Aber gerade deshalb wollen wir nichts anderes, als mit der Bevölkerung im Wolgagebiet friedlich zusammenzuleben und an unserer gemeinsamen Sache zu arbeiten. Und Platz gibt es dort genug: Im Wolgagebiet sind heute bedeutend weniger Menschen angesiedelt als vor dem Kriege. In einem offenen Brief hat unsere Konferenz übrigens der Bevölkerung in den Gebieten von Saratow und Wolgograd ihre internationalistische Haltung versichert und den Willen erklärt, mit ihnen Hand in Hand für die erfolgreiche Umgestaltung unseres Landes zu arbeiten.

Wie sehen Sie die Chancen für eine solche „Wiedergeburt" an der Wolga?

Ich denke, wir können guter Hoffnung sein. Im Sommer wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein Plenum des ZK der KPdSU zu nationalen Fragen tagen. Immer mehr Menschen in unserem Land verstehen uns und unsere Ziele. Und was Ihr Land angeht, wünschen wir uns künftig eine enge Zusammenarbeit gerade mit der DDR – auf wirtschaftlichem wie auf kulturellem Gebiet. Schließlich verbindet uns nicht nur die nationale Herkunft, sondern auch eine gleiche Weltanschauung.

Interview: Hajo Obuchoff

Spaß und Satire aus Leningrad

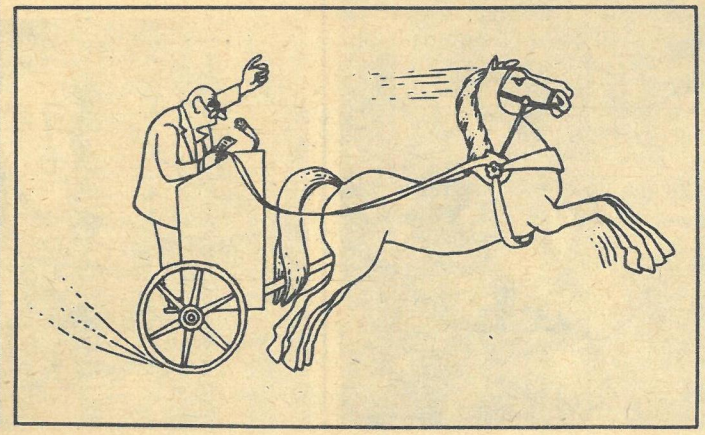
Swetosarow (1 und 2) und Bogorad, Chotin und Feldstein, Michailenko (3) und Maistrenko, Frolow (4) und – siehe da, mit Marina Bondarenko auch eine Frau: Das sind zeichnerische Größen aus der Leningrader Karikaturszene. Seit einiger Zeit sind ihre Namen auch auf den traditionell dem frechen Humor vorbehaltenen Seiten 36 und 37 der FREIEN WELT zu finden. Das war gar nicht so selbstverständlich, denn ursprünglich zeichneten all diese Talente als Amateure nur in Nebenbeschäftigung nach Feierabend – einfach so, was ihnen Spaß machte. Bald fanden sich eine ganze Reihe von Interessenten zusammen und gründeten den Leningrader Klub der Karikaturisten. Die Jugendzeitschrift „Aurora" stand 1974 Pate bei der Klubgründung. Und die regelmäßig alle zwei Jahre stattfindenden Klubausstellungen vereinigen inzwischen an die zwanzig verschiedene zeichnerische Handschriften, die individuelle Sichten auf allgemein interessierende Fragen vermitteln und deutlich machen. All diese im Werden begriffenen Zeichnerpersönlichkeiten mit unterschiedlicher Ausdrucksintensität präsentierte jüngst der Eulenspiegel Verlag in seinem von Ingetraut Skirecki zusammengestellten Auswahlband „Kein unbeschriebenes Blatt". Was da auf 96 Seiten schwarzweiß oder farbig angeboten wird, ist jetzt auch in Originalgröße sozusagen zum Greifen nahe zu genießen: Im Kunstkabinett des Zentralen Hauses der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft am Berliner Festungsgraben. Dort am 12. April eröffnet, läuft die Schau bis zum 26. Mai. Das Ganze vermittelt schon allein deshalb Frische und Unmittelbarkeit, weil ganz unkonventionell und in noch unverbrauchten Zeichenweisen Themen des menschlichen Zusammenlebens, der Umweltbedrohung und der Moral im alltäglichen Leben behandelt werden. Natürlich hat die absurde Blödelei ihren Platz, und neuerdings auch etwas schwärzlich wirkende makabre Scherze, die kleine Schreckschüsse darstellen. Im Moment wird halt allerlei ausprobiert von diesen Zeichnern, die erst noch ihren festen Platz finden wollen in der Medienlandschaft, um sich da nützlich zu machen. Oder eben aber um weiterhin nach Feierabend Spaß zu haben und zu machen für sich und die anderen: Witzigen Unsinn zu verzapfen als eine der sinnvollsten Nebenbeschäftigungen, die sich denken läßt.

Harald Kretzschmar

1

2

3



4

Blind auf dem rechten Auge

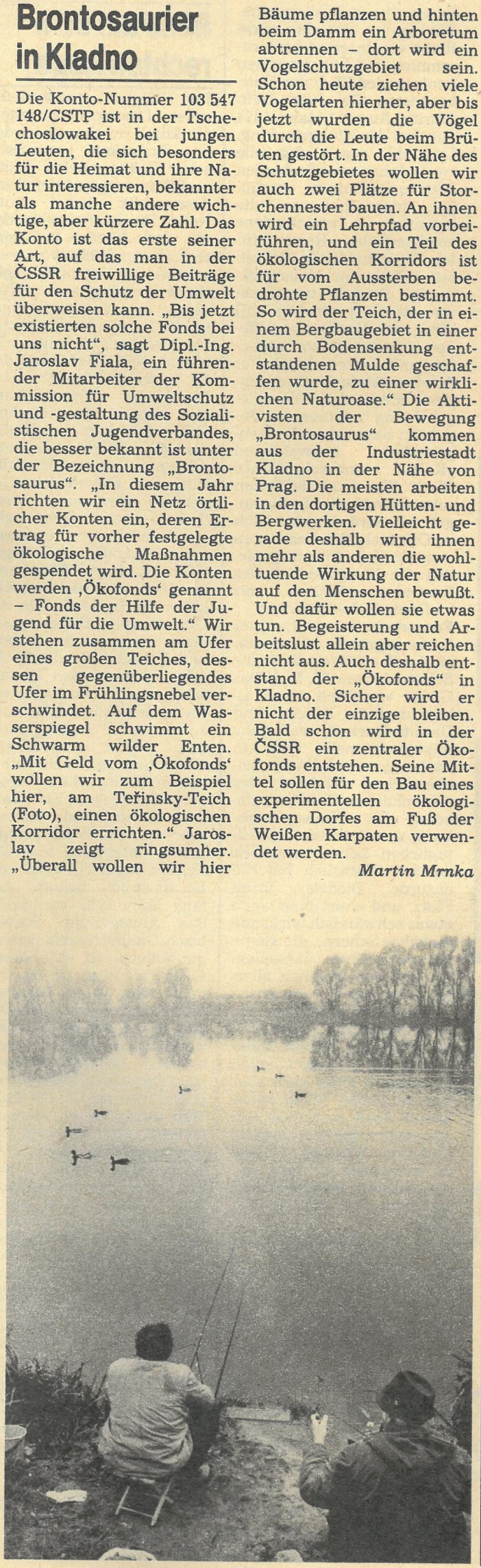
Im Ringen bundesdeutscher Demokraten gegen punktuell sichtbar gewordenes Erstarken neonazistischer Kräfte spielen Jusitz und Staatsapparat der Bundesrepublik keine gute Rolle. Einige Beispiele dafür, daß Justitia auf dem rechten Auge blind zu sein scheint: Verwaltungsgerichte erzwingen die Freigabe von Versammlungsräumen für neonazistische Veranstaltungen, die von kommunalen Behörden dafür verweigert wurden; neonazistische Veranstaltungen werden von starken Polizeieinheiten geschützt, die oft erbarmungslos zuschlagen, wenn sich die Bürger in machtvollen Gegendemonstrationen ihrer demokratischen Haut wehren. Der Direktor des hessischen Landesverfassungsschutzes, Günter Scheicher, bewertet z. B. die Republikaner als Radikale, die die Grenze zum Extremismus nicht überschritten haben und deshalb nicht der Beobachtung durch den Verfassungsschutz unterliegen. Im Unterschied dazu sind Justiz und Staatsapparat links sehr scharfäugig. Kommunisten, Sozialdemokraten, Grüne, Raketengegner, Postboten, Eisenbahner, Journalisten werden sehr wohl vom Verfassungsschutz observiert, von Gerichten verurteilt oder mit Berufsverbot belegt. Anfang März 1989 verurteilte das Amtsgericht Schwäbisch-Gmünd Gisela Sprenger-Schoch zu 600 Mark Geldstrafe, weil sie im Oktober 1988 zehn Minuten lang das Tor des USA-Depots für Pershing II blokkiert haben soll. Die Kommunistin Sprenger-Schoch, seit Jahren mit Berufsverbot belegt, hat bereits 10 Tage Haft wegen einer Friedensdemonstration vor dem US-Hauptquartier abgesessen. Im gleichen Zeitraum wurden vier Friedensfreunde von einem Münchener Amtsgericht zu Geldstrafen wegen einer Sitzblockade vor einer USA-Kaserne verurteilt. Ein Landwirt und eine Grünenabgeordnete mußten je 1500 Mark Geldstrafe zahlen, weil sie Flugblätter gegen das USA-Manöver „Certain Challange" verteilt hatten. Über solche ernsten Vorgänge kann die Tatsache, daß auch in Justiz und Staatsapparat demokratisches Potential gewachsen ist, bei weitem nicht hinwegtäuschen.

Werner Finkemeier

Brontosaurier in Kladno

Die Konto-Nummer 103 547 148/CSTP ist in der Tschechoslowakei bei jungen Leuten, die sich besonders für die Heimat und ihre Natur interessieren, bekannter als manche andere wichtige, aber kürzere Zahl. Das Konto ist das erste seiner Art, auf das man in der ČSSR freiwillige Beiträge für den Schutz der Umwelt überweisen kann. „Bis jetzt existierten solche Fonds bei uns nicht", sagt Dipl.-Ing. Jaroslav Fiala, ein führender Mitarbeiter der Kommission für Umweltschutz und -gestaltung des Sozialistischen Jugendverbandes, die besser bekannt ist unter der Bezeichnung „Brontosaurus". „In diesem Jahr richten wir ein Netz örtlicher Konten ein, deren Ertrag für vorher festgelegte ökologische Maßnahmen gespendet wird. Die Konten werden ‚Ökofonds' genannt – Fonds der Hilfe der Jugend für die Umwelt." Wir stehen zusammen am Ufer eines großen Teiches, dessen gegenüberliegendes Ufer im Frühlingsnebel verschwindet. Auf dem Wasserspiegel schwimmt ein Schwarm wilder Enten. „Mit Geld vom ‚Ökofonds' wollen wir zum Beispiel hier, am Teřinsky-Teich (Foto), einen ökologischen Korridor errichten." Jaroslav zeigt ringsumher. „Überall wollen wir hier Bäume pflanzen und hinten beim Damm ein Arboretum abtrennen – dort wird ein Vogelschutzgebiet sein. Schon heute ziehen viele Vogelarten hierher, aber bis jetzt wurden die Vögel durch die Leute beim Brüten gestört. In der Nähe des Schutzgebietes wollen wir auch zwei Plätze für Storchennester bauen. An ihnen wird ein Lehrpfad vorbeiführen, und ein Teil des ökologischen Korridors ist für vom Aussterben bedrohte Pflanzen bestimmt. So wird der Teich, der in einem Bergbaugebiet in einer durch Bodensenkung entstandenen Mulde geschaffen wurde, zu einer wirklichen Naturoase." Die Aktivisten der Bewegung „Brontosaurus" kommen aus der Industriestadt Kladno in der Nähe von Prag. Die meisten arbeiten in den dortigen Hütten- und Bergwerken. Vielleicht gerade deshalb wird ihnen mehr als anderen die wohltuende Wirkung der Natur auf den Menschen bewußt. Und dafür wollen sie etwas tun. Begeisterung und Arbeitslust allein aber reichen nicht aus. Auch deshalb entstand der „Ökofonds" in Kladno. Sicher wird er nicht der einzige bleiben. Bald schon wird in der ČSSR ein zentraler Ökofonds entstehen. Seine Mittel sollen für den Bau eines experimentellen ökologischen Dorfes am Fuß der Weißen Karpaten verwendet werden.

Martin Mrnka



Rillen-Renner

Modest Mussorgski wird 1989, dem Jahr seines 150. Geburtstages, weltweit geehrt. Auch mit Dauer-Rennern der Plattenbranche. „Melodia" stellte in Moskau die beliebtesten Scheiben aus seinem Werk vor (Foto). Der VEB Deutsche Schallplatten indes kündigt u. a. eine Gesamtaufnahme von „Boris Godunow" (Solisten, Chor und Orchester des Bolschoi Theaters Moskau) sowie „Bilder einer Ausstellung" (London Symphony Orchestra unter Claudio Abbado) an.

Schlangen-Show

Der Tierpfleger Bálint Gyányi aus dem Budapester Zoo verbrachte zehn Tage seines Lebens in ungewöhnlicher Gesellschaft. Um ins Guiness-Buch der Rekorde zu kommen, hatte er sich auf engstem Raum mit sechs Riesenschlangen – Tiger-Pythons und Boa Constrictors – eingeschlossen. Erwähnte Kriechtiere sind zwar nicht giftig, doch kann ein Biß nicht selten zu Blutvergiftungen führen. Daß Riesenschlangen Menschen zu erwürgen versuchen, gehört ins Reich der Fabel.

Wurzel-Wunder

Seit Dimo Dimow im Ruhestand lebt, verbringt der erfahrene Lehrer und Journalist den größten Teil des Jahres in dem malerisch gelegenen Dorf Guzel in der Nähe von Sofia. Bei ausgedehnten Streifzügen durch die waldreiche Umgebung sammelt er das Rohmaterial für seine neue, recht sinnvolle Freizeitbeschäftigung, für die ein sicherer Blick, geschickte Hände und Liebe zum Holz Voraussetzung sind: Aus Ästen und Wurzeln zaubert der rüstige Rentner in seiner Werkstatt (Foto) allerlei seltsames Getier.

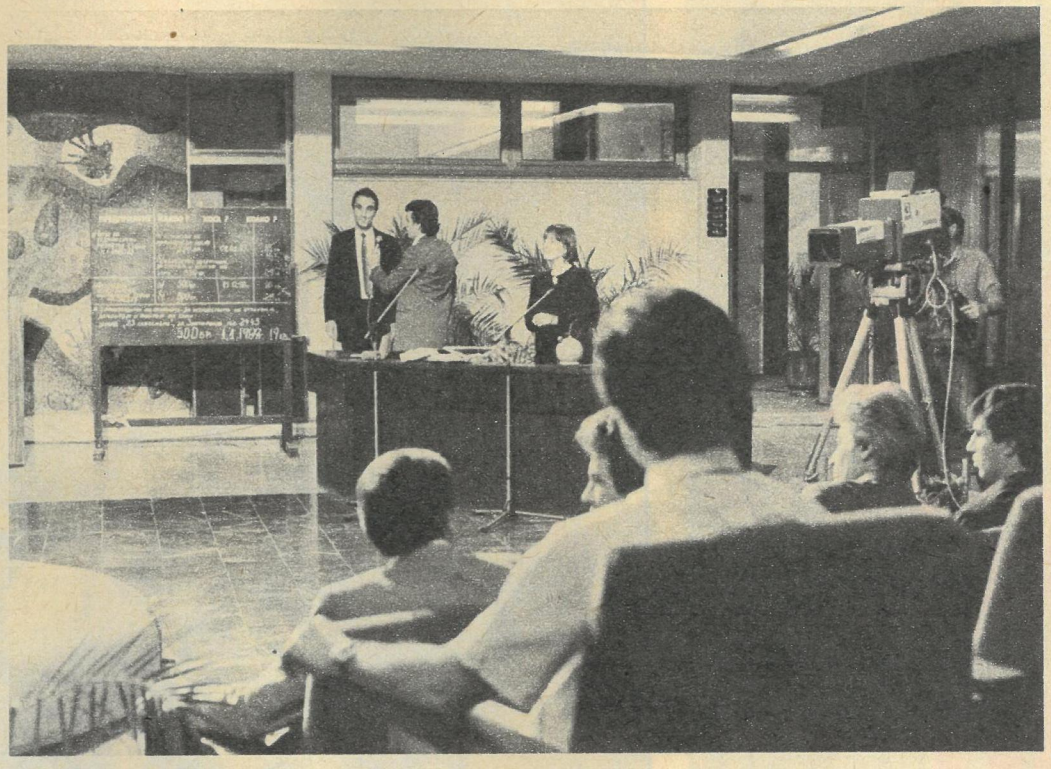
Königs-Kur

Der Maler Alois Martan injiziert in der romanischen Katherinen-Rotunde im südmährischen Znojmo sorgsam Farbe ins Mauerwerk. Das gehört zu den aufwendigen Restaurierungsarbeiten, um die hier vorhandenen einzigartigen Fresken zu retten. Sie stellen die Geschlechterfolge des böhmischen Königshauses der Premysliden dar.

Die Blume der Arbeit

Morren soll er geheißen haben und deutscher Professor gewesen sein. Mitte des vorigen Jahrhunderts bereiste er Belgien, und dort inspirierten ihn die liebevoll gepflegten und meist nelkenbewachsenen Vorgärten in den Arbeitersiedlungen zu einem Aufsatz, der 1851 unter dem Titel erschien „Blume der Arbeit". Darin kam Prof. Morren zu mindestens einer richtigen und zu einer falschen Schlußfolgerung: „Die Blume knüpft das Band der Familie fester" und „Die Nelkenfreunde werden gewiß nie Revolution machen". Spätestens unterm Sozialistengesetz (1878–1890) wurde die Nelke im eigentlichen Sinne „Blume der Arbeit". Aus Gründen der Konspiration zeigten die klassenbewußten Proleten Flagge nur in getarnter Gestalt, damit sie sich entdeckten: Sie trugen ein rotes Kavalierstaschentuch oder eine rote Krawatte, ein Bändchen im Knopfloch oder eine Feder am Hut. Und auch die ersten roten Nelken tauchten an Revers auf, aus Papier gefaltete, weil die billiger waren und sich länger hielten. Allerdings soll nicht verschwiegen werden, daß dieser Kunstblume zunächst die Heckenrose in Deutschland und anderswo einige Zeit Konkurrenz machte. In Paris beispielsweise, wo die Internationale Arbeiterkonferenz im Juli 1889 den 1. Mai zum Kampftag der Klasse erklärte und die „Mainelke" akzeptierte, trugen die Sozialisten bei der Maidemonstration 1914 Heckenrosen und die Mitglieder opportunistischer Arbeitervereine gar gelbe Ginsterblüten. Jedoch: Die Mainelke setzte sich nach und nach allerorts durch und wuchs zum populären Symbol. Und als 1917 in Rußland das eintrat, was der Prof. Morren seinerzeit stark bezweifelte, lebte dort auch eine andere Tradition wieder auf. Wir kennen die Fotos von Lenin, wie er am 1. Mai 1920 mit anderen beim Subbotnik den Kreml aufräumt. Im Knopfloch trägt er, deutlich sichtbar, ein Bändchen. Die Bilddokumente sind schwarz-weiß, doch es läßt sich denken, wie dieses Accessoires gefärbt war. Aus diesem roten Bändchen wurde dann im Laufe der Jahre wohl die berühmte Schleife, die auf den Maidemonstrationen in der Sowjetunion noch heute getragen wird.

Frank Schumann



Eine TV-Börse der Ideen

Messestadt Plowdiw, am Rande der City; ein zweistöckiger, marmorverkleideter Würfelbau: Zentrum für Biotechnologie. Diesen Abend ist sein geräumiges, gediegen gestaltetes Foyer zum TV-Studio umfunktioniert (Foto oben) – mit Scheinwerfern und Fernsehkameras. „Eine ökonomische Sendung muß man ökonomisch produzieren", sagt Dr.-oec. Bojko Losanow, Mitarbeiter der Bank für Wirtschaftsinitiative, schmunzelnd und schlägt mir vor, den Sendetitel „Sa iniziativnite i predpriemtschiwite" am besten so zu übersetzen: „Für Leute mit Initiative und Unternehmungsgeist". Stets werde live gesendet, und zwar regelmäßig am dritten Dienstag eines jeden Monats, hören wir und erfahren noch, daß Bojko Losanow sein Ökonomie-Diplom wie auch den Doktorgrad an der Berliner Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner" erworben hat. Während sich Foyer und Empore mit Gästen füllen, Scheinwerfer und Kameras zu einer Stellprobe eingeschaltet werden, ziehen wir uns in einen „stillen Winkel" zurück, um über Entstehen und Anliegen der Sendung Detaillierteres zu erfragen. „Zwei Fernsehleute hatten die Idee. Sie suchten Partner, kamen auch zu uns. Es war für sie genau die richtige Adresse – unsere Bank. Bald danach entstand ein kleines Team von Fernseh- und Bankmitarbeitern, die sich mit Feuereifer in die Arbeit stürzten. Seit die erste Sendung ausgestrahlt wurde, voriges Jahr im Frühling, sind Publikum und Fernsehkritiker treu an unserer Seite", erzählt Dr. Losanow. Kein Wunder, denn die TV-Sendung gibt Leuten mit Ideen die Chance, diese per Bildschirm vorzustellen, wirbt um potentielle Produzenten – für gefragte Erzeugnisse, besonders Konsumgüter. Beim Thema dieser Sendung nun dreht sich alles ums Auto (Foto unten). Zwei Taxifahrer zeigen, womit sie es schafften, daß der „Benzinschlucker" Wolga selbst im Stadtverkehr nur noch 10,8 Liter Treibstoff verbraucht. Ein Genossenschaftsbauer schlägt vor, in Taxizentralen landesweit eine Art „Mitfahrer-Service" einzurichten, um Leer- oder Halbleerfahrten von Taxis zwischen den Dörfern und Städten zu reduzieren. Noch ein Tüftler ist da, der vorzeigt, wie er seinen Wolga-Motor von Benzin- auf Dieselantrieb umgestellt hat. Weitere Ideen bewirken ähnliche Aha-Effekte. Dann kommen die beiden TV-Moderatoren – vom Sprecher des Fernseh-Partners Bank, Dr. Losanow, assistiert – auf eine frühere Knobler-Idee zurück: die 15jährige Tochter eines Erfinders demonstriert durch Filmeinblendung, wie es mit Hilfe des von ihrem Vater konstruierten neuen Montagegeräts möglich ist, einen Autoreifen binnen 20 Sekunden (!) auf die Felge zu bringen – buchstäblich kinderleicht. Sogleich meldet sich der Direktor des Moskwitsch-Montagewerkes von Lowetsch zu Wort, informiert das TV-Millionenpublikum, daß künftig jeder in Bulgarien montierte Moskwitsch obligatorisch mit diesem Gerät ausgestattet sein wird. „Jener Betrieb bekommt die Erlaubnis zur Produktion eines Erzeugnisses, der garantiert, es in der kürzesten Zeit, zum niedrigsten Preis und in höchsten Stückzahlen auf den Markt zu bringen. Die Hauptvoraussetzung aber ist", ergänzt Dr. Losanow, „daß dieses Produkt einzig und allein mit heimischen Rohstoffen produziert wird..."

Helmuth Pelzer

● Gut gesagt

Manche stehen den neuen Anforderungen skeptisch gegenüber, fordern aber konkrete Ergebnisse der Umgestaltung. Und wo sollen die herkommen? Der Kern der Sache ist doch, daß jeder mit Sachkenntnis und vollem Nutzeffekt an seinem Platz arbeiten muß.

Ljudmila Simonowa, Montagearbeiterin in Woronesh

● Am Rande

Neue Erzeugnisse liefern jetzt die Geflügelfarmen des Gebietes Lwow (Ukraine). Neben Geflügelfleisch und Eiern verkaufen sie Mützen und Jacken aus Gänseleder, die nach der aktuellen Mode genäht werden. – Von wegen Gänsehaut...

● Persönliches

Einer der begabtesten bulgarischen Pianisten ist LJUDMIL ANGELOW, Jahrgang 1961, der als „Erbe Chopins" bezeichnet wird. Er gewann bereits mehrere internationale Wettbewerbe und zählt zu den universellen Interpreten des polnischen Komponisten.

Das Budapester Juristen-Ehepaar – Dr. KLARA BAJNAI und Dr. GYULA MARTON schenkte der Komitatsbibliothek Baranya seine überaus wertvolle Sammlung und begründete damit das Pécser „Ton-Archiv". Die Musiksammlung besteht aus 35 000 Schallplatten, 1000 Tonbändern und 2000 Musikbüchern, vorwiegend ungarischer Produktion.

Nach einem Gastspiel der bekannten sowjetischen Liedermacherin SHANNA BITSCHEWSKAJA bezeichnete der Hamburger Oberbürgermeister ihren Auftritt als „friedliche Eroberung" der BRD. Die Londoner „Times" empfahl sie als „einzigartige Erscheinung" und Paris bot ihr ein Jahres-Engagement im berühmten „Olympia" an.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: P. Hejna, V. Hohlfeld (2), TASS, ADN-ZB/MTI, ADN-ZB/ČTK, I. Donew/Sofia Press, H. Obuchoff; Vignette: D. Schüler.

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

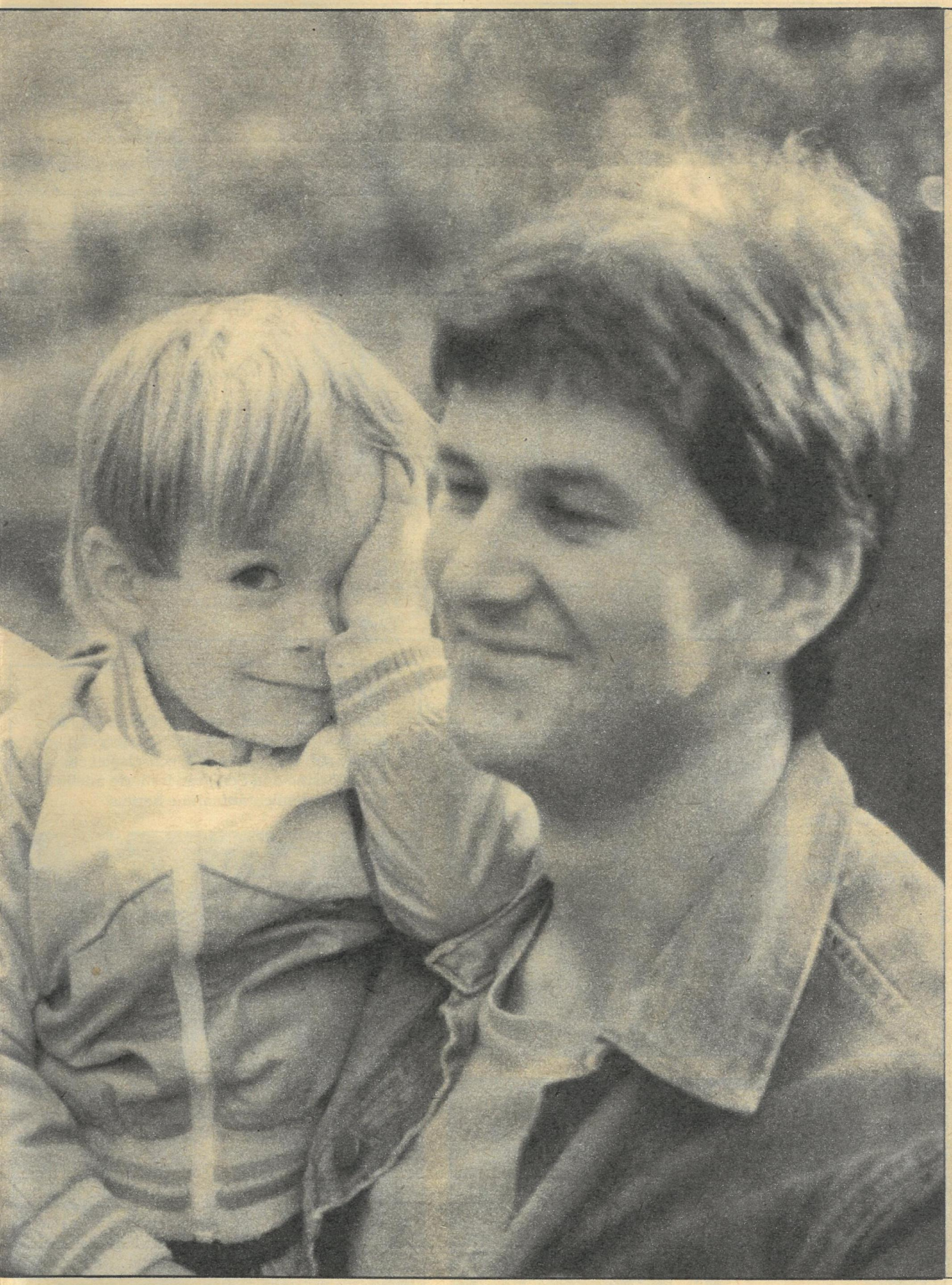
Liebe, Brot und Kinderglück

Frisch aus dem Ofen

Rolf Witzig, Wittenberg: Der erste Laib Brot aus eigener Backstube – er gehört unserem Jungen.

Ein Foto ist das Abbild eines winzigen Augenblicks unseres Lebens und Erlebens, nur eine hundertstel oder fünfzigstel Sekunde aus der flüchtenden Zeit. Irgendeine Begebenheit oder Beobachtung war uns Anlaß, den Apparat zur Hand zu nehmen und diesen Moment im Bild festzuhalten. Es gibt Fotos, die wir Jahr um Jahr aufbewahren, ins Familienalbum einkleben oder gern aus einem Kästchen hervorholen und sie noch Kindern und Kindeskindern weitergeben, weil sie uns Vergangenes, Gesehenes und gemeinsam Erlebtes wieder vergegenwärtigen. Was ohne eine solche Momentaufnahme vielleicht in unserem Gedächtnis verblaßt wäre, bleibt uns damit erhalten, deutlich und greifbar, eine Erinnerung, die oft mehr als diesen einen Augenblick heraufbeschwört. Und manches Bild vermag sogar den Sinn vieler Jahre oder eines ganzen Lebens auszudrücken.

Die Hunderte Fotos, die der FREIEN WELT zugesandt worden sind, als sie dazu aufrief, in



Ein kleiner Aufruf im Januar – und seit drei Monaten eine große Resonanz. FREIE WELT-Leser schickten uns rund 500 Fotos nach ganz individueller Wahl, jedes eine Momentaufnahme aus ihrem Leben. Ereignisse, die einen besonderen Tag betreffen oder entscheidende Jahre. Fotos, an denen Erinnerung hängt. Der Berliner Schriftsteller Eberhard Panitz, den wir um sein Wort dazu baten, nennt sie mit Recht Lebensbilder.

Familienherbstbummel

Heiko List, Halle-Neustadt, Meister in Leuna: Das sind wir mit unseren beiden Frühchen. Nichts ist schöner, als gemeinsam Spaß zu haben...

Familienalben und Privatsammlungen zu kramen, sind ein erstaunliches Zeugnis, ein ganz persönlicher Blick vieler Menschen unseres Landes auf den zurückgelegten Weg seit dem Ende des Krieges und der Gründung unserer Republik. Alle die interessanten Fotos, die es wert wären, veröffentlicht zu werden, würden viele Ausgaben der Zeitung von der ersten bis zur letzten Seite füllen oder gar ein dickes Buch – nur ein Bruchteil konnte bisher und nun heute für diese Schlußbetrachtung ausgewählt werden. Aber muß denn damit Schluß sein? Für mich wäre es die Konsequenz dieser guten Idee und dieses außergewöhnlichen Bilderreigens, immer mal wieder Platz dafür zu haben: EIN FOTO AUS MEINEM LEBEN, aus Deinem und unserem Leben. Es gibt nicht wenige Augenblicke, Glücksmomente, Schwieriges, Besonderes, das keinem anderen widerfahren ist, wovon wir nur auf diesem Wege ein Bild bekommen können. Aus vielerlei Blickwinkeln und von den verschiedensten Seiten läßt sich so unsere Geschichte betrachten, wirklichkeitsnah und kontrastreich, mit den Höhen und Tiefen, den schweren und besseren Jahren und auch mit den Hürden, die genommen werden mußten. Vieles erregt Staunen und Bewunderung, manches hat man mit eigenen Augen bisher nie so gesehen. Die Gesichter der Menschen eines Landes sind Dokumente seines Reichtums, seiner Mühen und seiner Erwartungen.

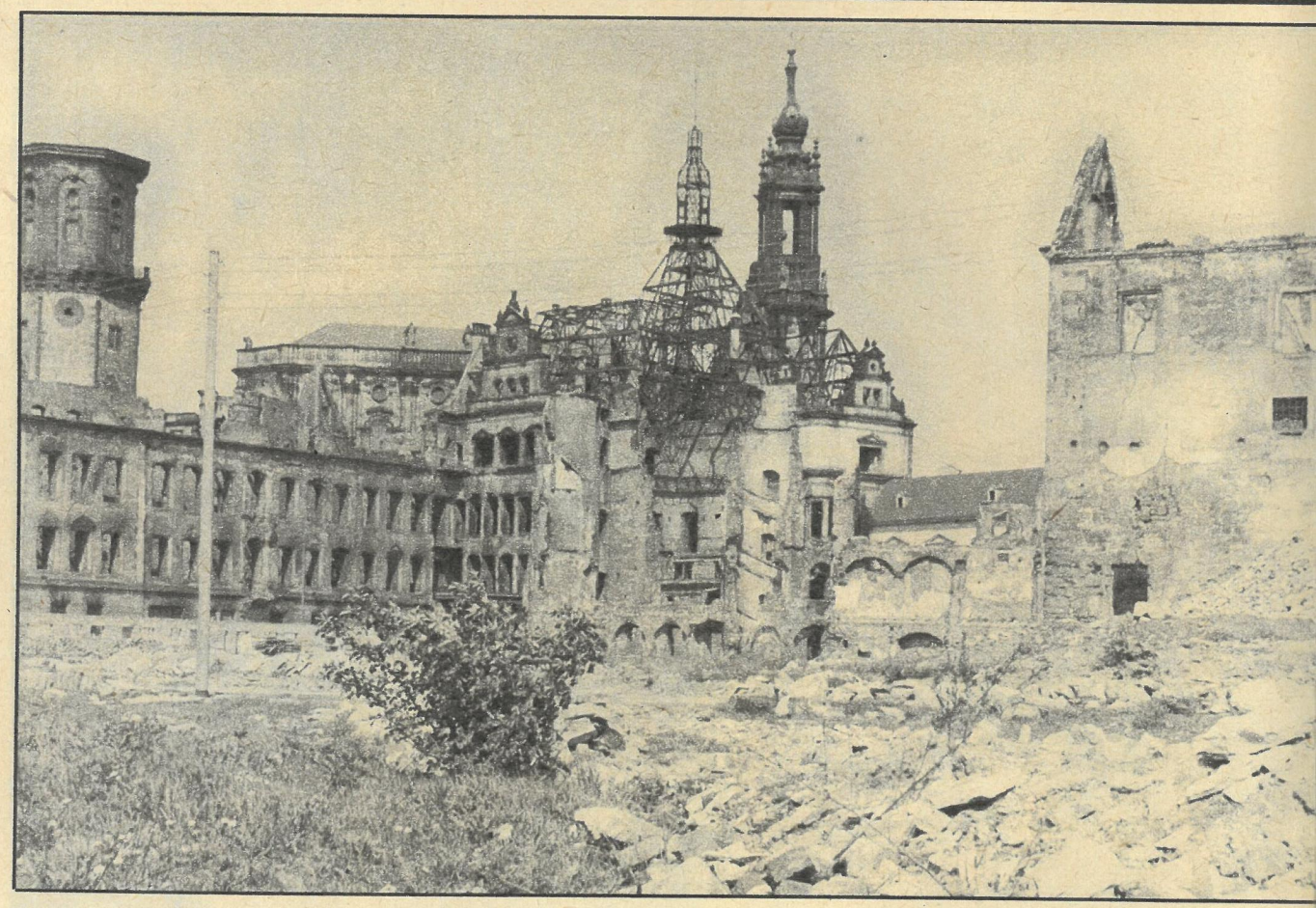
Da zeigt eine Frau vor der Tür einer Backstube ihrem Sohn ein frisch gebackenes Brot. Es ist der Januar des Jahres 1951, einen Monat zuvor wurde durch einen Ministerratsbeschluß „die Rationierung von Getreideprodukten und Hülsenfrüchten“ aufgehoben, also gab es nun nach mehr als zehn hungrigen Kriegs- und Nachkriegsjahren ein Brot zum alten Preis wieder ohne Lebensmittelmarken zu kaufen. Dieses Brot auf dem Foto ist das erste, was ein Leser in seiner Backstube nahe

Bilderbogen

Weißenfels gebacken hat. Nach für ihn bitteren Zeiten war er endlich Meister und Ladenpächter geworden, wo auch seine Frau mithalf. Und für sie und ihren Mann, dem wir diese Aufnahme verdanken, ist es wohl das Foto des Lebens und für den Jungen erst recht. Was mag wohl aus ihm geworden sein? Und was weiß er noch von diesem ersten Brot seines Vaters, das markenfrei war?

Die Bilder erzählen Geschichten über unsere Geschichte, es bleiben Fragen, man möchte mehr erfahren, es führen ja allenthalben Wege von den überlieferten Momentaufnahmen zurück in die Vergangenheit, zur Gegenwart und in die Zukunft. Meist geben die beigelegten Briefe nur knappe Auskünfte, einige berichten ausführlicher und über den denkwürdigen Augenblick hinaus. Beinahe eine Lebensgeschichte erzählt eine Leserin aus Magdeburg zu einem Foto von einem etwa zweijährigen Jungen, der in einem Tragkorb sitzt, mein kleiner „Hahn im Korbe“, wie sie ihn nennt. Es war der Sohn einer berufstätigen Nachbarin, den sie 1953 für ein Jahr in Pflege nahm und den sie so liebgewann, daß sie sich ein Leben ohne Kinder gar nicht mehr denken konnte. Sie war als Umsiedlerin nach schweren Jahren in den damaligen „Trümmerhaufen Magdeburg“ gekommen und mußte die kranken Schwiegereltern versorgen, eigene Kinder hatte sie nicht. Sie gewann solche Freude an dem kleinen Bernd, daß es ihr schwerfiel, nach diesem einen „Erzieherjahr“ wieder zurück in ihren Beruf als Verkäuferin zu gehen. Deshalb sprang sie auch mit Freude und heftigem Lampenfieber für eine erkrankte Erzieherin im Kinderhort ein, als sie darum von den Nachbarn und der Abteilung Volksbildung gebeten wurde. Davon kam sie nicht mehr los, nahm bald ein Fernstudium auf, brachte es bis zur Hortleiterin und unterrichtete nebenher noch in der Unterstufe Deutsch und Mathematik. Sie wurde Oberlehrerin und erhielt viermal die Auszeichnung „Aktivist der sozialistischen Arbeit“ und konnte schließlich tausend Kinder „ihre Kinder“ nennen. Achtundzwanzig Jahre, bis ins Rentenalter, blieb sie diesem Beruf treu, auf den sie der kleine „Hahn im Korbe“ gebracht hatte.

Und dann ein Foto (veröffentlicht in FW 5/89) mit nur wenigen Zeilen: „Ich freue mich



Verliebt

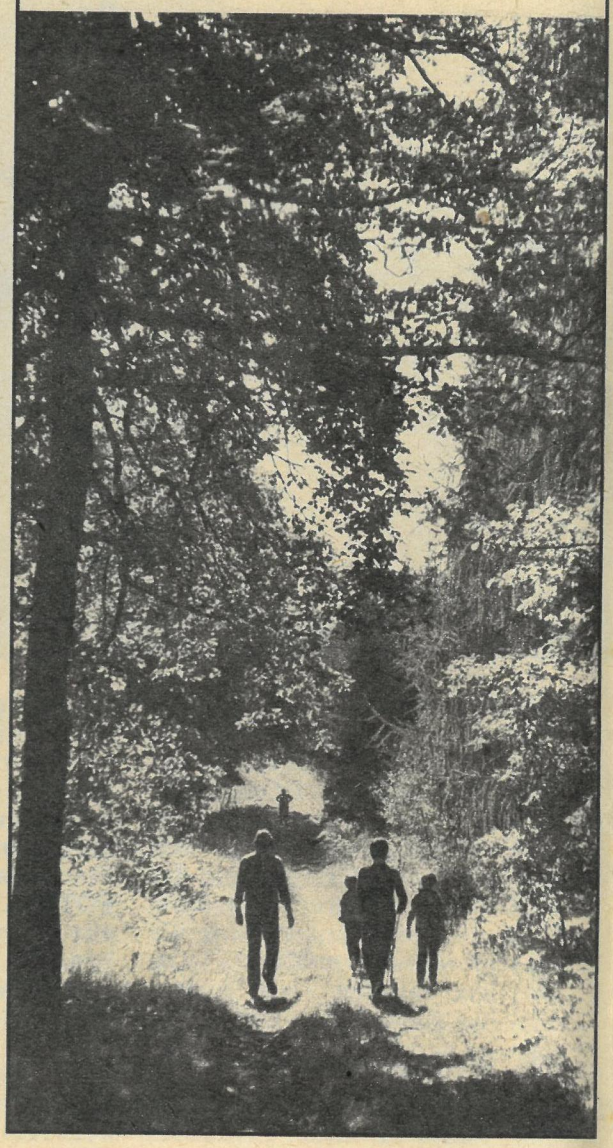
Familie Günter Krause, Neustadt (Sachsen): Erinnerung an unseren ersten gemeinsamen FDGB-Urlaub im Jahre 1954.

Hahn im Korbe

Gertrud Barthel, Magdeburg: Als ich diesen Knirps in Pflege hatte, weil seine Mutter berufstätig war, entdeckte ich mich als Erzieherin.

Inmitten hoher Bäume

Erwin Guber, Aschersleben: Meine Kinder und Enkelkinder auf einem Spaziergang im Harzwald. Das reizvolle Wechselspiel zwischen Sonne und Schatten forderte mich zu dieser Gegenlichtaufnahme heraus.



1959 und 1988

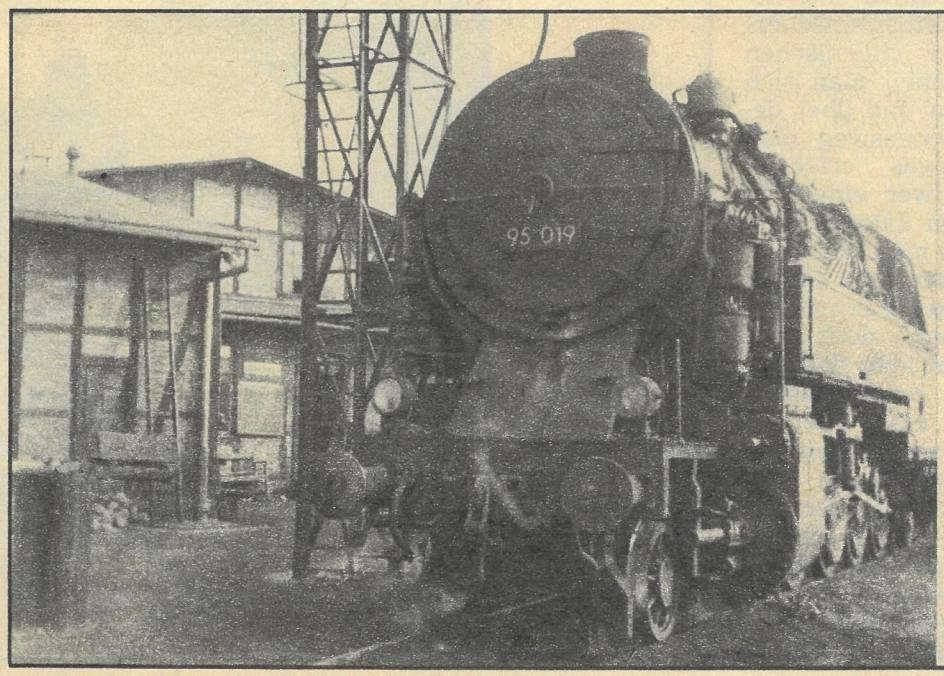
Volkhard Berger, Gommern: Einen Teil meiner Ausbildung erhielt ich in Dresden, auch später war ich oft dort und habe die Stadt neu wachsen sehen. Wo ich vor dreißig Jahren inmitten von Trümmern fotografierte, konnte ich voriges Jahr nicht mehr „Fuß fassen“ – genau dort steht der Kulturpalast.

Kinderkutsche zweifach

Christine Stiede, Neustadt (Nordhausen): Meine Schwester mit ihrem ersten, ich mit meinem dritten Kind. Zwei Mädchen, am selben Tag im Juni 1979 geboren, Babyjahr, Geburtenbeihilfe – wir können strahlen!

Ohne Schweiß kein Preis

Chr. Lützenkirchen, Dresden: Ich war zur Kur im Seebad Ahlbeck auf der Insel Usedom. Das kann schön und anstrengend sein!



Unter Dampf

Gisela Puls, Blankenburg: Die Kraft dieser Maschine habe ich mit eigener Hand gespürt. Während meines Praktikums 1954 führte ich sie auf der Steilrampe nach Rübeland im Harz.

Bilderbogen

schon auf viele, sicherlich interessante und beziehungsreiche Bilder aus unserem Leben in Stadt und Land. Zu meinen liebsten Fotos gehört dieses: Mein Mann mit unserem Enkel Jan auf ihrem selbsterbauten ‚Schiff'. Wie schön ist es doch, den Enkelkindern glückliche Kindheitserlebnisse vermitteln zu können!" Ein Korbstuhl ist das „Schiff", eine Gießkanne offenbar das Steuerruder und ein Brett der Mast und das Großsegel dazu, mit dem sich diese „Seefahrer" zur Reise rüsten. Oder sind sie schon auf großer Fahrt und entdecken gerade wie Kolumbus ein palmenumsäumtes Eiland, das schönste Land, das je ein Menschenauge gesehen hat? Sie recken jedenfalls beide, Opa und Enkel, die Arme hoch und schreien freudig die unerhörten Neuigkeiten, deren sie gewahr werden, in die Welt. Es ist schwer zu sagen, in welchem Gesicht das größere Glück zu erkennen ist. Wer aber je im Leben mit seinem Sohn, seiner Tochter oder seinem Enkelkind auf eine solche phantastische Reise gegangen ist, weiß beider Lächeln zu deuten – und dieses Bild.

In den meisten Familienalben finden sich zahlreiche Fotos mit Kindern. So ist es kein Wunder, daß vor allem solche Bilder eingesandt worden sind: Säuglinge und Kleinkinder mit Eltern, Großeltern, Onkel und Tanten, Schulkinder vor der alten oder neuen Schule oder auf einem gemeinsamen Ausflug mit dem Lehrer, der gern wissen möchte, was indessen aus ihnen allen geworden ist. Vom Lernen, Spielen, Schwimmen, Tanzen, von Faschingsfesten und Theateraufführungen gibt es Zeugnisse, manchmal mit koreanischen, vietnamesischen, algerischen und chilenischen Kindern, mit denen man sich angefreundet hat und über deren weiteren Lebensweg man auch gern etwas erfahren würde. Gerade wer einem in frühen, schweren Jahren nahe war, den möchte man nicht aus den Augen verlieren, da zählen keine Grenzen, keine Jahre und Jahrzehnte, und doch ist manchmal so ein Foto der einzige Halt, das einzige überhaupt, was von einer Freundschaft oder Liebe geblieben ist.

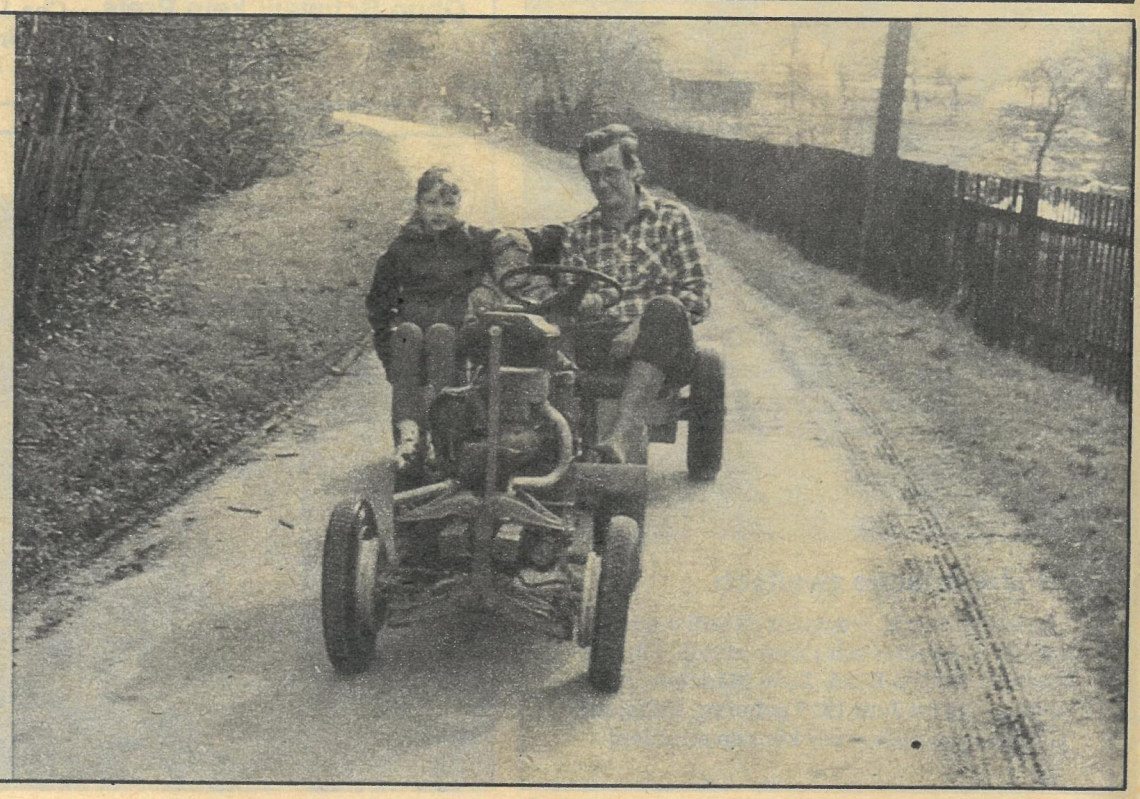
„Das Leben mit meinen Kindern hat mir erst den rechten Lebensmut gegeben", schrieb eine junge Frau zu dem Bild ihrer beiden Töchter. Sie hat um eine Wohnung gekämpft, einen Krippenplatz, einen Kindergar-

Der Tag im Mai

Gertraud Hoffmann, Freital: Meine Nichte Rosmarie am 8. Mai 1945 vormittags. Die ersten Rotarmisten waren da. Von den Ängsten des Krieges hatten sie uns endgültig befreit.

Ab nach Hause

Heike Grunert, Berlin: Auf dem Kiewer Bahnhof im Frühjahr 1980. Nach zwei Jahren Medizinstudium hieß es Sachen packen und Abschied nehmen von vielen Freunden, denn die Geburt meines Sohnes stand bald bevor.



Eigenbau

Monika Gröger, Kanitz: Der Traktor entstand gleichzeitig mit unserem Eigenheim, in dem wir seit vier Jahren leben. Drei Kinder haben wir nun. Eigenheim und Wunschkinder – zu beidem vom Staat ermutigt.

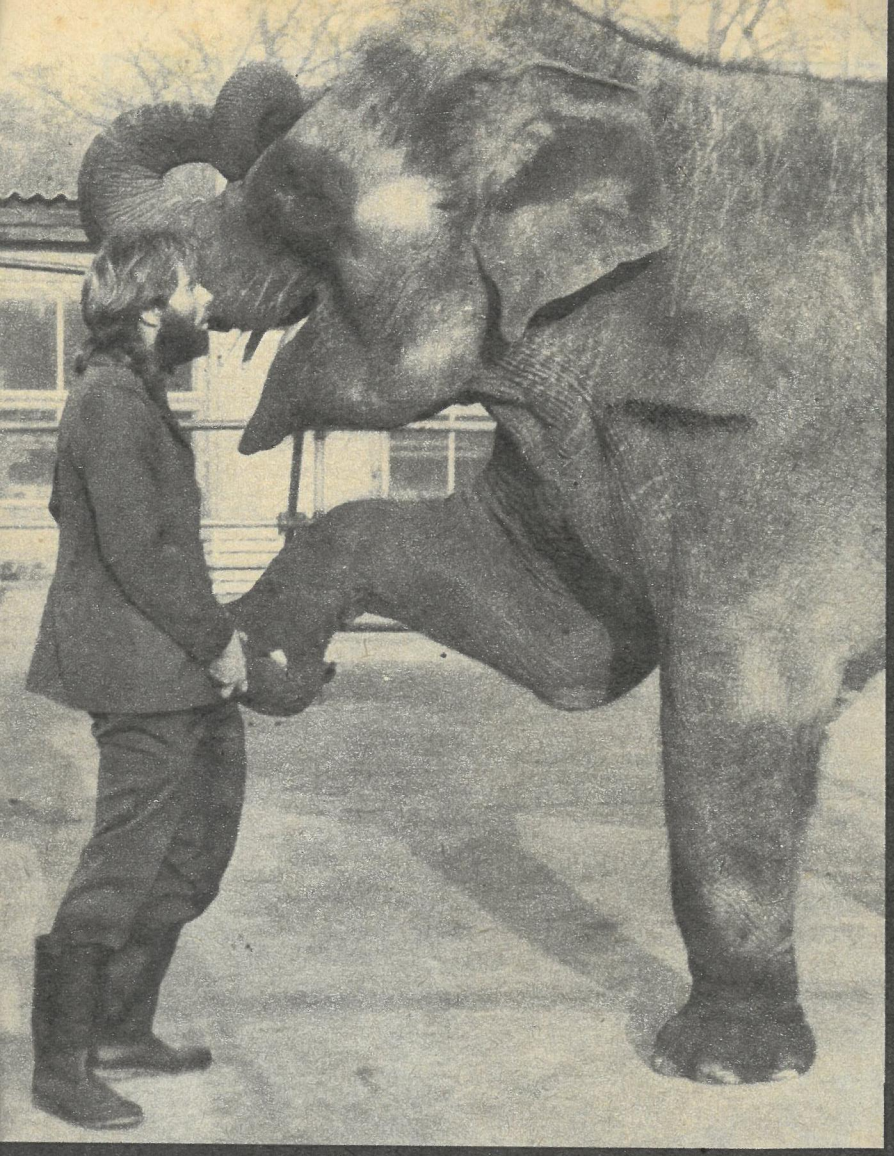
Den Alex erobert

B. Müller, Finsterwalde: Dieses Foto möchten wir zu Ihrem Bilderbogen beisteuern, den wir für einen guten Einfall halten. Es zeigt mich und meine Freunde während eines Ferientages 1986 in Berlin. Ich glaube, dieses Bild stellt eine Beziehung zu unserem Leben her.

Unter den Märzeinsendungen unserer Leser für den FREIE WELT-Bilderbogen aus vier Jahrzehnten DDR haben wir erneut zehn Fünfzigmarkscheine verlost. Wir gratulieren Familie Jüptner, Karl-Marx-Stadt; Judith Pegel, Berlin; Chr. Lützenkirchen, Dresden; Paul Busch, Schneeberg; Erna Siegel, Köthen; Wolfgang Buchholz, Liebenwalde; Marko Mysliwczyk, Blücherhof; Simone Schwarzlose, Brandenburg; Christa Schulze, Neubrandenburg; Klaus Quaasdorf, Angermünde. Allen Beteiligten herzlichen Dank für die Mitarbeit an der Aktion „Ein Foto aus meinem Leben".

tenplatz und eine einträgliche Arbeit, als sie mit den beiden allein war. Jetzt hat sie sich dazu noch einen Mann erkämpft, wie sie freudig mitteilt, der nun Vater dreier Töchter ist.

Immer wieder wird von den Einsendern hervorgehoben, daß ihre Kinder und Enkelkinder in Geborgenheit und ohne Not, in Frieden und mit gesicherter Ausbildung aufwachsen können. „Die Kinder und deren Kinder sind das Herzstück unseres Lebens", schrieb ein Großelternpaar zu dem Bild von seiner Enkelschar. Wenn man die vielen Familienbilder sieht und die Begleitbriefe liest, begreift man, wie das Herz dieses Landes schlägt. Ohne zu vergessen, was war, ohne die Mühen, Opfer und Enttäuschungen in Schweigen zu hüllen und aus den Augen zu lassen, was noch zu tun ist, unsere innigsten Wünsche und Hoffnungen sind auf unsere Kinder und Kindeskinder gerichtet. Die Bilder von ihrem Glück sind uns am wertvollsten, gestern, heute und morgen.

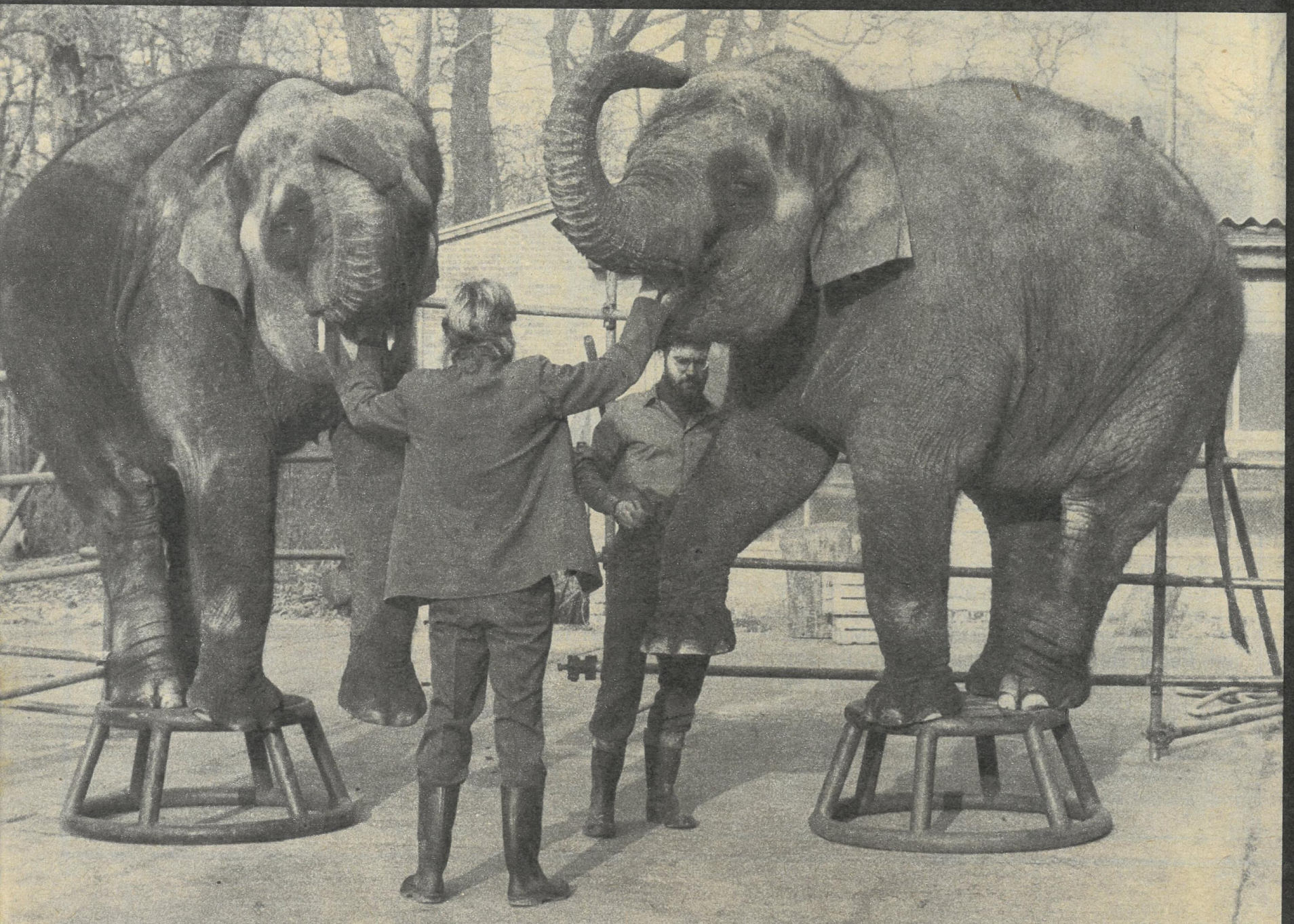


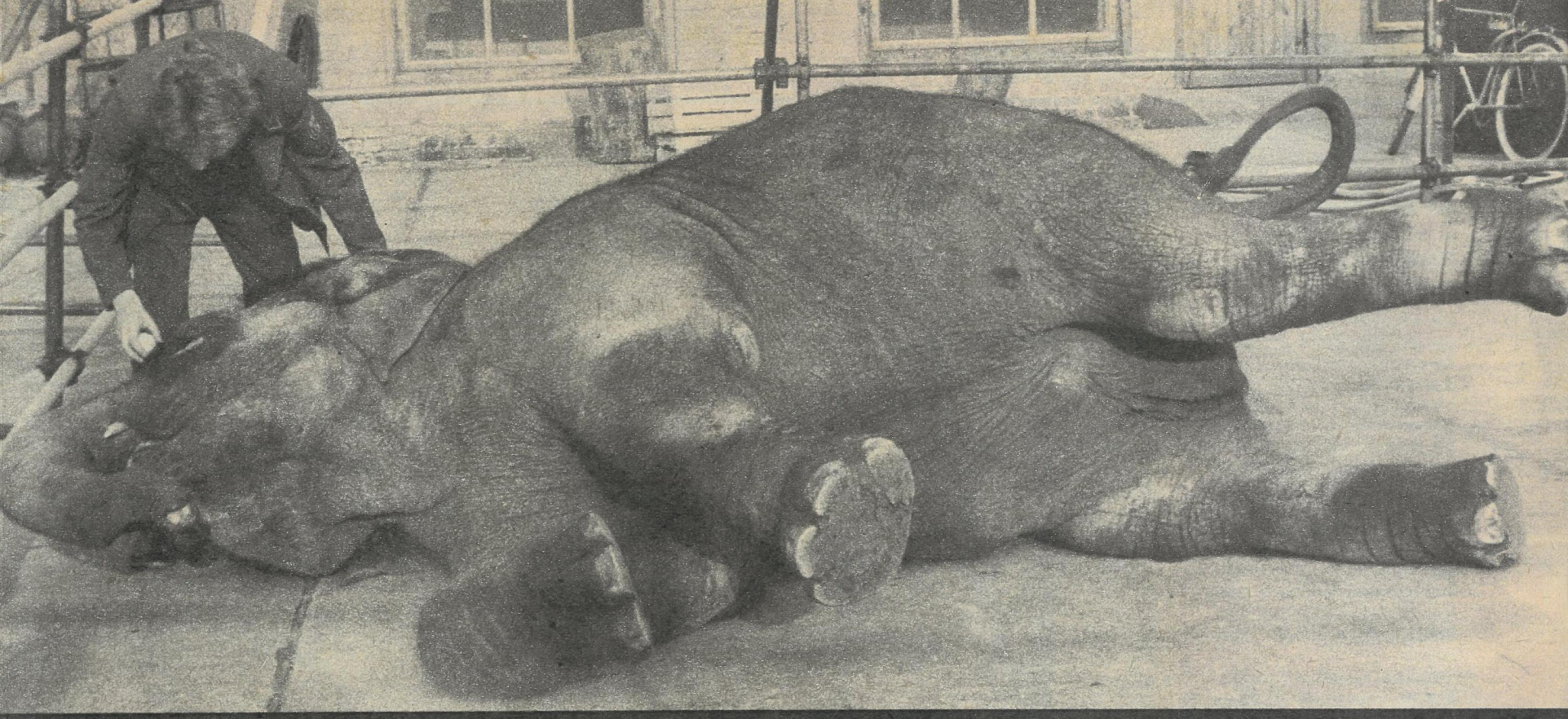
Guten Tag, Elefant!

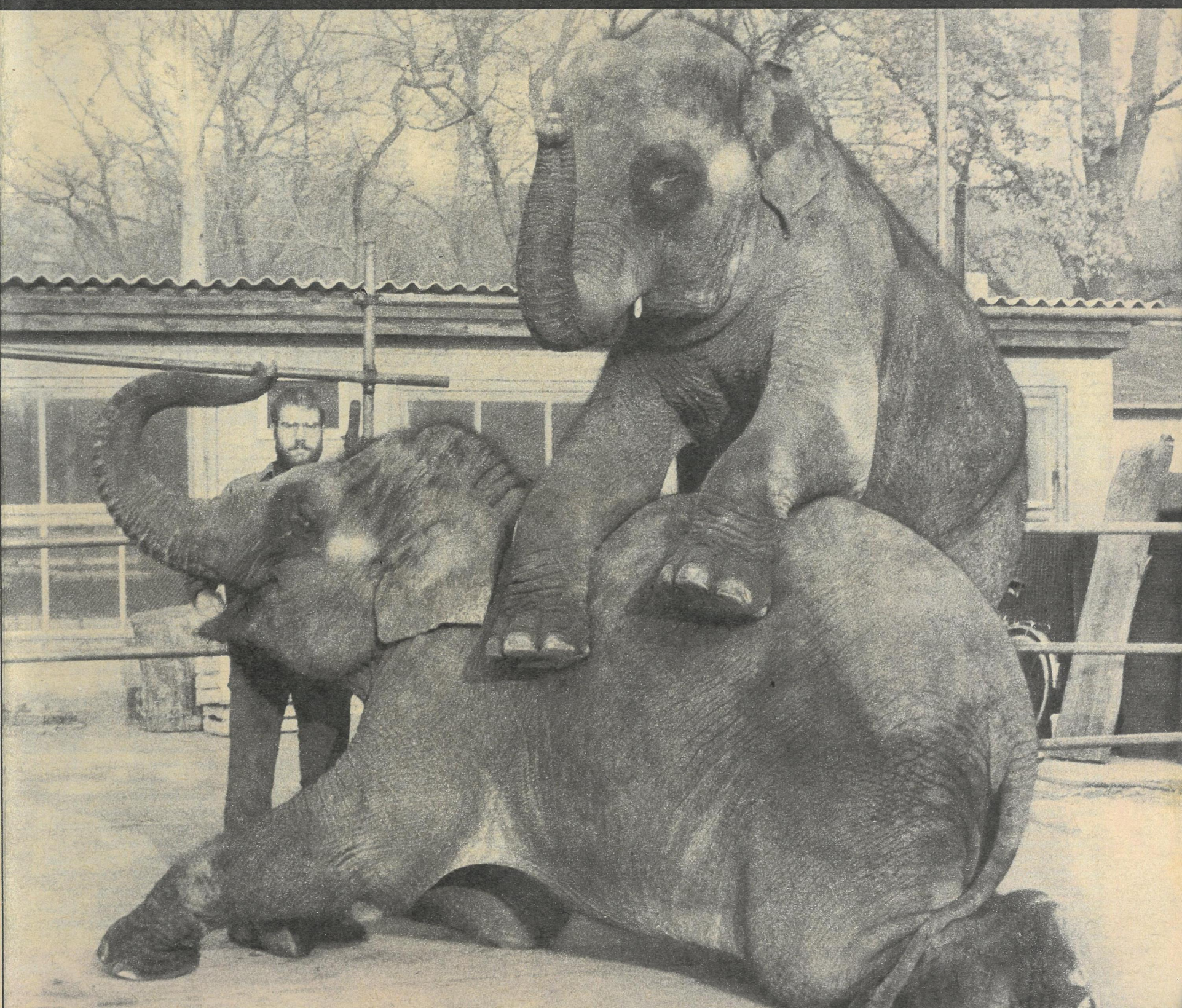
Jetzt haben sie schon etliche Eimer Spreewasser zu sich genommen – die Asiatischen Elefanten aus Vietnam, die vom Moskauer Zoo in den Berliner Tierpark kamen (FW 15/88). Noch im provisorischen Quartier begann für beide die Elefantenschule; denn auch im Tiergarten kommt man nicht ohne Dressur der „Dickhäuter" aus (die in Wahrheit alles andere als dickhäutig sind). Das Erziehungsprogramm dient doppeltem Zweck. Da geht es einerseits um die Rangordnung: Wie in freier Natur unterstellen sich Zoo-Elefanten einem „Alpha-Tier", der stärksten, meisterfahrenen Kuh. Für den Pfleger besteht das Kunststück darin, sich dieser Rangpyramide aufzusetzen, ohne daß er, wie die Leitkuh, Ungehorsam mit einem Rüsselhieb bestrafen kann. Als „Ober-Alpha" muß er seinem Willen Geltung verschaffen. So lernten die vor Kraft und Temperament geradezu überschäumenden Elefantenmädchen, auf Zuruf ihren Standplatz in der Halle einzunehmen, nach Kommando ein Säulenbein nach dem anderen zu heben (zum abendlichen An- und morgendlichen Abketten sowie zur ständigen, bei solchen Schwergewichten lebenserhaltenden Kontrolle von Sohle und Nägeln). Das Hinlegen auf Befehl hat neben der Gelegenheit zur Körperpflege auch die autoritätsfördernde Wirkung einer „Demutsgeste".

Im Umgang mit den ebenso massigen wie sensiblen und klugen Tieren ist es wichtig, daß der Mensch zu seinen Schutzbefohlenen mit gleichmäßiger, aber fester Stimme spricht. Ein Stöckchen dient ihm als verlängerter Zeigefinger; der laute Ruf oder ein Piekser mit dem eisernen Haken bleiben „in Reserve" für hartnäckige Widersetzlichkeit ... Wie die Szenen zeigen, sind die „Moskauerinnen" mit Spaß und Eifer (unter reichlicher Nachhilfe durch Möhren und Äpfel) schon bei Übungen der zweiten Stufe, dem Beschäftigungsprogramm. Auch als Zoo-Elefanten sollen sie nicht herumgammeln (dabei allerhand Unfug anstellen), sondern sich körperlich müde rackern und Aufgaben „zum Mitdenken" erhalten. – Auf die Frage, ob sich der Tierpark nicht eines Tages die beliebte Attraktion einer Drehorgel für seine Elefanten leisten will, pflegt unser Direktor zu antworten: „Warum nicht, wenn ein musikalisches Talent sich regt."

Dr. D. Minnemann (Text); M. Barz (Fotos)







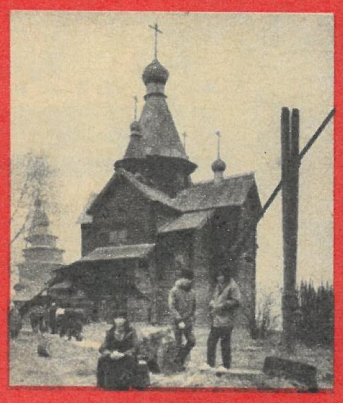
FREIE WELT

Nowgoroder Ansichtssachen

Am rechten Wolchow-Ufer gegenüber dem Kreml, auf der Handelsseite der Stadt, befinden sich die Kolonnaden des historischen Marktes und das Bauensemble des Jaroslawhofes, nach dem Nowgoroder Fürsten Jaroslaw (978–1054) benannt. Hier entdeckt man auch den attraktiven Torturm des Kaufhofes, der den zweiten Weltkrieg überstanden hat, und eine reiche Auswahl an wertvollen Kirchenbauten des Mittelalters, deren Restauration der Kriegsschäden bis heute Mühe macht.

Alljährlich im Januar findet in Nowgorod das Festival „Russische Musik" statt. Neben Künstlern aus Moskau und Leningrad treten die besten Orchester und Chöre der Stadt auf. Darunter auch die Gusli-Spielergruppe des Pionierhauses, Nachfahren des legendären singenden Guslispielers „Sadko", Held der gleichnamigen Oper von Rimski-Korsakow.

Ein halbtägiger Bus-Ausflug reicht aus für einen Abstecher zum Freiluftmuseum „Witoslawlizy". Seit 1964 hat man die Zeit überdauernde Holzkirchen und Kapellen, Mühlen und Wohnhäu-



ser des 15. bis 19. Jahrhunderts aus dem Nowgoroder Gebiet hier zusammengetragen und detailgetreu wieder aufgestellt (Foto oben). Eine eindrucksvolle Begegnung mit altrussischer Holzbaukunst und der Lebensweise der Bauern. Wenn sie in den Sommermonaten dazu mit dem Folklore-Festival garniert wird, bleibt sie lange unvergeßlich.

Im August 1988 beschloß der Ministerrat der UdSSR die beschleunigte Rekonstruktion von Kulturdenkmälern der altrussischen Städte Nowgorod und Pskow. Für Nowgorods Stadtväter bedeutet das den Einsatz vieler Restauratoren, die Entfernung von Betrieben und Institutionen aus historisch und architektonisch wertvollen Gebäuden, die Sorge, daß keine Hochhäuser mehr im historischen Stadtzentrum entstehen, den weiteren Bau von Touristenhotels zu forcieren.

Mittagessen im Kreml

Detinez hieß man bis ins 16. Jahrhundert das Verwaltungs- und geistliche Zentrum des ehrwürdigen Nowgorod: den Kreml. Heute heißt so nur noch ein exquisites und urgemütliches Restaurant, das sich im Pokrow-Turm hinter der drei Meter dicken Kreml-Mauer etabliert hat und nach alten Rezepturen russische Nationalgerichte zu einem Krug Kwaß oder Landwein kredenzt. Zumindest dem, der ein Plätzchen ergattern kann ... Jedoch auch darüber hinaus ist der Kreml bis heute oder erst recht heute Anziehungs- und Treffpunkt für jung und alt, für Einheimische und Hergereiste. Das machen sicher seine zentrale Lage im Stadtkern am Ufer des Wolchow-Flusses und seine majestätische Gestalt mit den weithin in alle Himmelsrichtungen werbenden Wehrtürmen und vergoldeten Spitzen der Sophien-Kathedrale. Wen das nicht lockt. Viele Nowgoroder, glaube ich bald, lassen sich davon fast täglich verführen. Und das nicht etwa nur, um sich wiederholt an ihrer Historie zu erbauen, die hier bemerkenswerte Zeugnisse des menschlichen Schöpferdranges vieler Generationen präsentiert, sondern einfach, um dem normalen Alltag einen Tupfer Freude aufzusetzen.

Wer einmal den Menschenstrom beobachtet, der den ganzen Tag über seinen Weg quer durch das Kreml-Gelände nimmt, um von einem Stadtteil zum anderen zu gelangen, wird bemerken, daß viele plötzlich in ihrem Schritt verhalten, einen Seitenweg durch die Parkanlage einschlagen, auf eine Bank zusteuern, für Minuten vor dem Denkmal „Tausendjähriges Bestehen Rußlands" verweilen oder einen Blick über die Schulter des Künstlers auf dessen Skizzenblock werfen. Und wen kein eiliger Termin drückt, der belauscht vielleicht etwas länger im Sonnenschein vor der Tür die Probe der Nowgoroder Philharmonie, die regelmäßig im ehemaligen Bischofssitz konzertiert. Oder er sieht den Kleinen aus dem städtischen Kindergarten Nr. 5 zu, die vor der Glockenwand gewissenhaft das Material der aufgereihten Glocken prüfen. Gegenwart und Geschichte in täglicher Berührung.

Wer als weit hergereister Tourist in die über 1000jährige Stadt kommt, die 100 km südlich von Leningrad nahe des Ilmensees

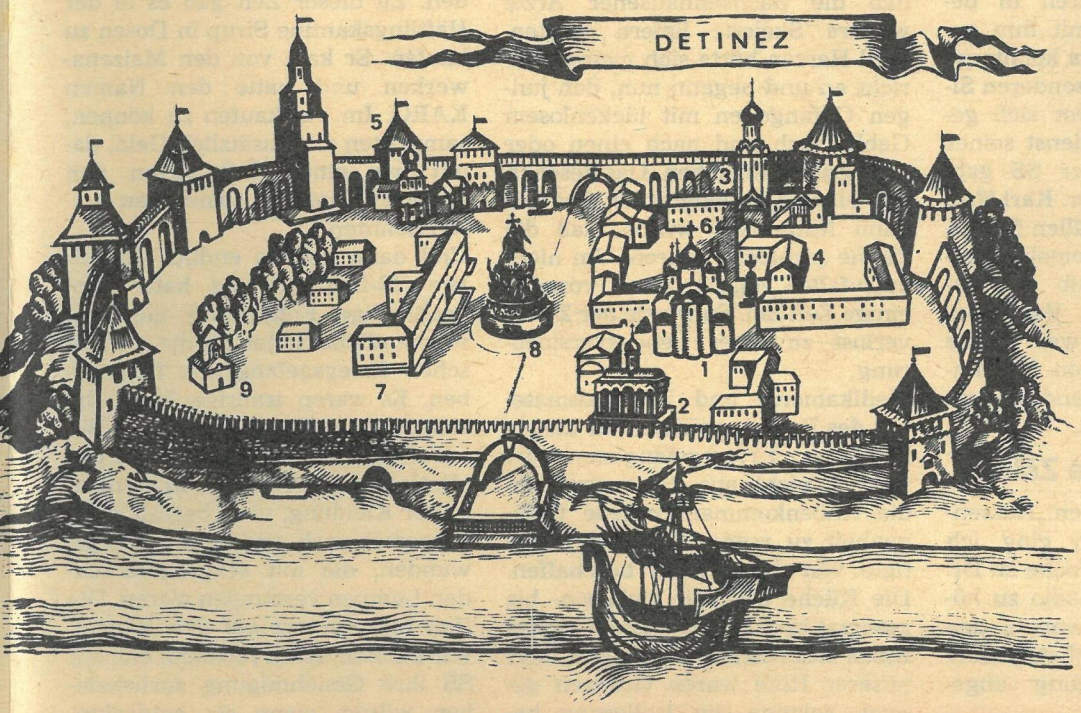
Herzstück des Kreml: Sophien-Kathedrale, 1040–1050 als erster steinerner Kreuzkuppelbau auf dem Gebiet der heutigen RSFSR anstelle einer abgebrannten Holzkirche errichtet

Studenten der heutigen Nowgoroder Malschule: auf Motivsuche im Kreml-Garten

liegt, seit Ende des 10. Jahrhunderts zweites Zentrum der Kiewer Rus, von 1136 bis 1478 Mittelpunkt der Nowgoroder Feudalrepublik, dereinst auch Handelsknotenpunkt zwischen Rußland und Westeuropa war, wird im Kreml vor allem im Buch der Kulturgeschichte blättern wollen. Allein das Museum im einstigen Amtsgebäude des Kreml-Terrains, wo in der Kanzlei des Gouverneurs der revolutionäre Demokrat Alexander Herzen wirkte, hält viele Kleinode bereit. Dazu zählen wertvolle Ikonen mittelalterlicher Meister, darunter jene der Nowgoroder Schule, oder die in der feuchten konservierenden Kulturschicht der Stadt erhalten gebliebenen Werkzeuge und Haushaltgegenstände, die vom hohen Niveau des Handwerkerstandes berichten: den Zimmerleuten, Eisengießern, Töpfern, Juwelieren… Die archäologische Erforschung der Nowgoroder Geschichte, 1932 durch den Akademiker A. W. Arzichowski begründet, ist auch heute in einigen Teilen des alten Stadtzentrums nicht abgeschlossen. Mit das Wertvollste, was dabei bisher aus der Erde geborgen wurde, sind fast 700 Birkenrindenurkunden; die erste im Sommer 1951 entdeckt. Sie legen Zeugnis ab vom Leben und Denken der Nowgoroder rund 1000 Jahre vor uns. Interessant, was man da einander zu sagen hatte…

Geschichte produziert auch Geschichtchen. Jeder kulturwissenschaftliche Erklärer hält welche für seine Gäste parat. Jene um die Waldaier bronzenen Glöckchen, die es heute an jedem Kiosk für einen Rubel gibt, ist zu schön, um wahr zu sein. Viele, viele Jahrzehnte rief die Wetsche-Glocke die Kaufleute, Seefahrer und Bojaren auf den Marktplatz der Stadt. Das Wetsche galt als Vollversammlung, als gesetzgebendes Organ zur Zeit der Feudalrepublik. Als im Jahr 1478 die Eigenständigkeit Nowgorods durch die Verschmelzung mit der Zentralgewalt, dem Moskauer Großfürsten, endete, nahm man auch die Glocke, Symbol der Freiheit, ab. Bis dahin ist's Historie. Die Legende berichtet nun, daß die Glocke per Schlitten nach Moskau gebracht werden sollte, aber schon in Waldai, wenige Kilometer hinter Nowgorod, vom Schlitten sprang, in viele kleine Stücke zerbarst, lauter kleine Glöckchen. Natürlich bringt man eine mit nach Hause.

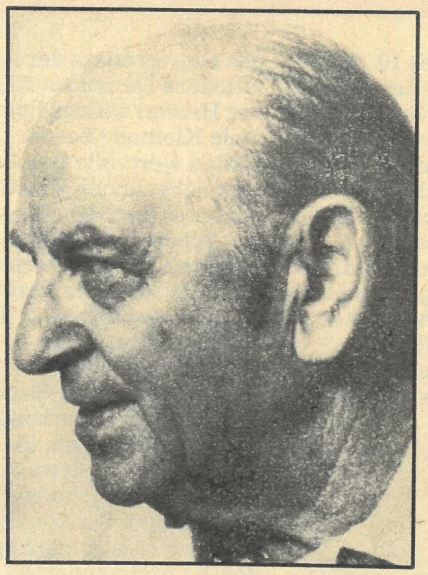
Wertvoller Museumsschatz: „Nikolaus der Wundertäter", 1294, von Alexa Petrow



Detinez – der Nowgoroder Kreml: Die Mauer, die sein Terrain umgibt, ist 1385 Meter lang.

1. **Sophien-Kathedrale**
2. **Glockenwand St. Sophien**
3. **Wachturm Stundenläufer**
4. **Facettenpalast**
5. **Pokrow-Turm**
6. **Teil des Bischofshofes**
7. **Museum**
8. **Denkmal „1000 Jahre Rußland"**
9. **Andreas-Stratilates-Kirche**

Wolfgang Scheel (Text)
Detlef Christel (Fotos)



Der Hamburger Kommunist und Kesselschmied Harry Naujoks kam 1936 ins KZ Sachsenhausen. Als Lagerältester stand er auf einem risikovollen Posten, der Verantwortung für Tausende Mitgefangene bedeutete und gefährliche Konflikte mit der SS brachte. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind der erste Bericht eines ehemaligen Lagerältesten aus einem der großen berüchtigten faschistischen Konzentrationslager.

Ab Mitte Oktober 1941 wurde in den Baracken 10, 11, 12, 34, 35 und 36 ein Sonderkomplex mit der Bezeichnung „Kriegsgefangenen-Arbeitslager" eingerichtet. Eine SS-Kommission hatte aus den zur Liquidierung bestimmten Soldaten und Offizieren die „Arbeitsfähigen" herausgesucht. Mit der Anbringung des Schildes „Kriegsgefangenen-Arbeitslager" – etwa am 20. Oktober – ließ die Lagerführung gleichzeitig eine dichte Bretterwand um die Baracken ziehen. Es war nun nicht mehr möglich, in dieses Isolierungsgelände hineinzuschauen.

Nach unserer Statistik waren am 19. Oktober 1941 im Lager 2500 „Arbeitsrussen" ausgewählt und neu registriert worden. An Verpflegung bekamen sie das gleiche wie die anderen Häftlinge, da sie aber aus den Lagern der Wehrmacht schon in einem erbarmungswürdigen Zustand gekommen waren, konnte nur ein geringer Teil von ihnen zur Arbeit eingesetzt werden. Die Baracken der Kriegsgefangenen waren völlig ausgeräumt, Tische, Bänke und Spinde herausgenommen worden. Auch die Pritschen und Strohsäcke waren entfernt. Sie mußten auf dem blanken Fußboden schlafen, eng aneinandergepreßt, bedeckt mit ihrer zerlumpten Kleidung. Nur nach und nach konnten wir den SS-Kommandoführer Landstorfer von der Unterkunftskammer bewegen, Wolldecken für Kranke freizugeben. Schließlich erreichten wir auch, daß er aus Holzwolle und Strohsäcken Unterlagen zum Schlafen anfertigen ließ.

Während die am 16. November verhängte Typhusquarantäne noch andauerte, wurde schon mit der Entseuchung der Blocks begonnen. Am Samstag, dem 22. November 1941, sollte Block 12, eine der mit sowjetischen Kriegsgefangenen belegten Baracken, desinfiziert werden. Da die Mitarbeiter der Entwesungsfirma über Sonntag etwas unternehmen wollten, setzten sie noch Samstag abend spät die Baracke unter Gas. Die Kriegsgefangenen schliefen diese Nacht in der Entlausung. Schon am Sonntag früh waren die Angestellten der Hamburger Firma nach Berlin abgerückt, um den Tag zu genießen, und hatten nur einen jungen Mann zur Kontrolle zurückgelassen. Da die Entseuchungszeitspanne vorgeschrieben war, hätte dieser verspätet unter Gas gesetzte Block erst am Montag freigegeben werden dürfen. Die SS aber ließ die Zeit der Entlüftung einfach herabsetzen und ordnete an, daß die Kriegsgefangenen schon am Sonntag in Block 12 zurückkehren und während der Nacht die Fenster weit geöffnet bleiben sollten. Da es nachts schon empfindlich kalt war, meldeten sich die stabilsten Offiziere und Soldaten freiwillig, an den offenen Fenstern zu schlafen. Durch die Körperwärme der vielen Menschen löste sich das Gas, das noch im Holz zurückgeblieben war. Am nächsten Morgen waren 42 sowjetische Kriegsgefangene tot, und zwar überwiegend diejenigen, die in der Nähe der Fenster geschlafen hatten. Die freigesetzten Giftschwaden waren durch die Fenster abgezogen und hatten sie im Schlaf überrascht. Unsere Versuche, den Lagerführer zu bewegen, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, lehnte Suhren mir gegenüber mit der Bemerkung ab: „Wir wollen keinen Ärger haben." Für ihn waren 42 tote Menschen kein Ärgernis.

Wir verloren in dieser Nacht auch viele Angehörige einer aktiven Komsomolzengruppe mit ihrem Funktionär Mischa. Mischa sprach deutsch, und wir waren in bestimmten Abständen mit ihm zusammengekommen. Das konnte jedoch nur unter ganz besonderen Sicherheitsmaßnahmen vor sich gehen, da es im Stubendienst seines Blocks Informanten der SS gab. Aber der Blockälteste Dr. Karl Harzen hatten in solchen Fällen für Mischa und andere Komsomolzen immer Aufträge außerhalb der Baracke parat gehabt. Vor dem 23. November 1941 war diese Gruppe des sowjetischen kommunistischen Jugendverbandes etwa 50 Mann stark gewesen.

Rätsel um gesunde Zähne

Obwohl der Zutritt zu den „Russenblocks" verboten war, ging ich zwei- bis dreimal die Woche zu Dr. Harzen, um bei ihm Radio zu hören. Sein Radiogerät war in den hinteren Teil der Tischschublade eingebaut und sorgfältig abgeschirmt.

Anläßlich eines Besuches erzählte mir Dr. Harzen von einer Kommission, die sich sowjetische Kriegsgefangene mit gesunden Zähnen aussuchte. Wer ein vollständiges Gebiß hatte und wessen Zähne völlig gesund waren, wurde in eine Liste aufgenommen. Von den Lagerärzten sei Dr. Frowein dabei anwesend. Die anderen Teilnehmer dieser Kommission waren nicht bekannt. Diese Sache, mit der wir nichts anfangen konnten, obgleich wir immer mißtrauisch waren, war schon in Vergessenheit geraten, als plötzlich vier sowjetische Kriegsgefangene zum Krankenbau bestellt wurden. Dr. Harzen, der seinen Arztberuf im Lager nicht ausüben durfte, bat mich, einmal im Krankenbau nach diesen Leuten zu sehen, weil er kein gutes Gefühl habe. Über die Ambulanz waren die vier nicht gegangen. Nach einigem Suchen stellte ich fest, daß sie in der Infektionsabteilung sein müßten. Der Vorarbeiter dieser streng isolierten Abteilung war Willi Maack. Von ihm erfuhr ich, daß diese Häftlinge „abgespritzt" worden seien und bereits in die Anatomie zur Skelettierung gebracht wurden. Sie seien für ein Straßburger Institut bestimmt, aus dem die Anforderung nach vier fehlerfreien Skeletten gekommen sei. Bei dieser Gelegenheit bekam ich einen Brief des Lagerarztes an das Institut zu lesen, in dem er schrieb, daß es schwierig für Sachsenhausen sei, die gewünschten Skelette zu beschaffen, und es leichter sein müsse, Skelette aus dem näher gelegenen Konzentrationslager Struthof zu erhalten.

Die Auswahl sowjetischer Kriegsgefangener mit einem gesunden Gebiß hatte nun aber bewiesen, daß die Sachsenhausener Ärzte weitere Skelette liefern wollten. Karl Harzen hörte sich meinen Bericht an und begann nun, den jungen Gefangenen mit lückenlosem Gebiß nach und nach einen oder zwei Zähne zu ziehen. Das geschah vor einer Gebißkontrolle, bei der dann festgestellt wurde, daß die Zähne „schlecht" waren. Um nicht aufzufallen, zog sich diese Prozedur einige Zeit hin. So wurde der Zahnverlust zu einer Lebensversicherung.

Medikamente und Verbandsmaterial des Reviers reichten für die erkrankten Kriegsgefangenen bei weitem nicht aus. So versuchten die Außenkommandos jede Gelegenheit zu nutzen, um das Benötigte von draußen zu beschaffen. Die Küche bemühte sich, ein- bis zweimal in der Woche einen Kessel Essen zusätzlich abzuzweigen, aber unserer Hilfe waren Grenzen gesetzt, solange die Isolierung bestand. Die Kontaktmöglichkeiten waren beschränkt, weil jede Verbindung illegal bleiben mußte. Auch war unsere Hilfe beim Aufbau einer Organisation, mit der wir uns verständigen und zusammenarbeiten konnten, erschwert. Wir mußten einen Weg finden, um die Isolierung zu durchlöchern oder überhaupt zu beseitigen. Dabei schien uns die Läusegefahr der beste Ansatzpunkt zu sein. Die sowjetischen Kriegsgefangenen, die ständig in größeren und kleineren Gruppen aus den Wehrmachtslagern nach Sachsenhausen kamen, um zur Arbeit eingesetzt zu werden, waren nicht nur körperlich verfallen, sondern in Lumpen gekleidet, verschmutzt und verlaust.

Die einmalige Entlausungsprozedur, welche die Zugänge durchlaufen mußten, reichte nicht aus, so daß wir bei der SS-Lagerverwaltung die Gefahr einer neuerlichen Verlausung des Lagers ins Gespräch brachten. Vorarbeiter, Kalfaktoren und andere Häftlinge, die mit SS-Leuten in Berührung kamen, ließen ein Wort in dieser Richtung fallen, wobei wir aber vor Übertreibungen warnten, um die SS nicht stutzig zu machen.

Aktion Verpflegung

Inzwischen hatten wir damit begonnen, Brot und Kartoffeln zu sammeln, die zu einem großen Teil von Adolf Soberg in der Häftlingskantine aufbewahrt wurden. Auch in verschiedenen Blocks war es vorübergehend möglich, vor allem Brot in kleineren Mengen unterzubringen. Zum Teil war es gesammelt, zum Teil auch aus dem SS-Bereich, aus der Brotfabrik oder aus den Beständen des Proviantraumes herausgeschmuggelt worden. Zu dieser Zeit gab es in der Häftlingskantine Sirup in Dosen zu kaufen. Er kam von den Maizenawerken und hatte den Namen KARO. Im ihn kaufen zu können, sammelten wir zusätzlich Geld, damit wir einen Teil davon den Kriegsgefangenen zukommen lassen konnten.

Und dann war es endlich soweit. Die SS-Lagerführung hatte eine nochmalige Entlausung und das wöchentliche Baden für die sowjetischen Kriegsgefangenen freigegeben. Es waren traurige Züge, die sich nach und nach von ihren Baracken durch das Lager nach der „Entlausung" bewegten, in mangelhafter Kleidung, viele barfuß, viele körperschwach, andere mit Kriegswunden, die mit schmutzstarrenden Lumpen verbunden waren. Die Zeit brannte uns auf den Nägeln. Wir mußten damit rechnen, daß die SS ihre Genehmigung zurückziehen würde, wenn sie entdeckte,

Das Zahnopfer

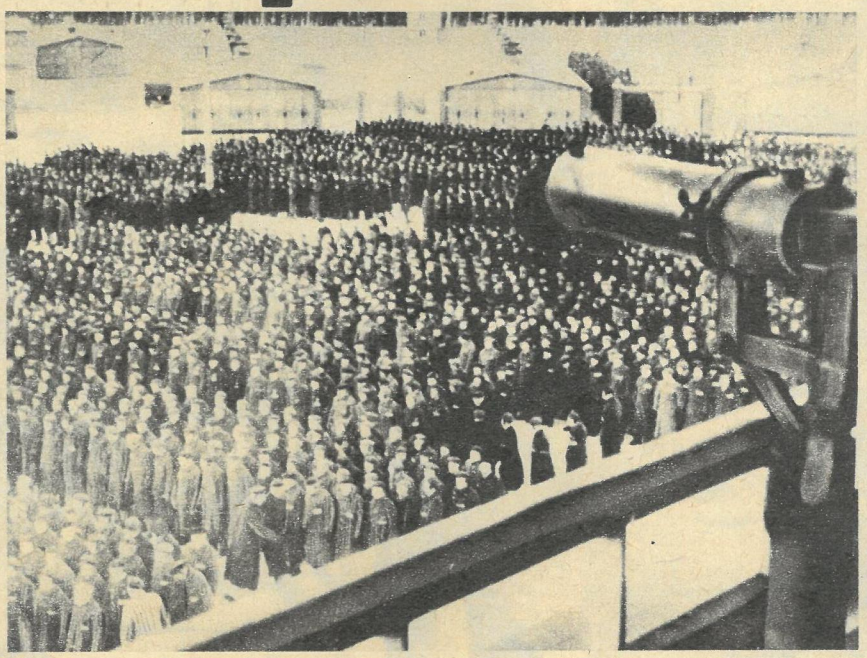
was hier vor sich ging. Von uns brachte es niemand fertig, die Menschen zur Eile anzutreiben. Es fiel kein Schimpfwort. Brach jemand zusammen, wurde er mitgeschleppt, und Sanitäter waren in der Entlausung, um den Kranken zu helfen. Und nun konnten endlich die schon gekochten Kartoffeln und das Brot ausgegeben werden. Auch Sirup wurde verteilt, für je drei Mann eine Dose. Als unsere Vorräte zu Ende gegangen waren, zogen einige Kumpel von Block zu Block, um vor allem mehr Brot und Sirup zu beschaffen. Dadurch entstand eine gewisse Unruhe im Lager, die der SS im Torhaus nicht verborgen bleiben konnte. Alles, was wir eingesammelt hatten, wurde nach und nach heimlich in die Entlausung gebracht.

Unsere Aktion für die sowjetischen Kriegsgefangenen fand zu einem für uns günstigen Zeitpunkt statt. Wir hatten immer noch die Fleckty-phusquarantäne. Die SS kam nur zu den Appellen ins Häftlingslager und hielt Abstand von uns. Sie hatte eine panische Angst vor Läusen, nachdem einige ihrer Leute an Typhus erkrankt waren.

Im Augenblick waren wir über unser gelungenes Werk so glücklich, daß wir uns keine Gedanken darüber machten, wie es von der SS aufgenommen würde. Wir hatten aber auch Schwierigkeiten, die Wand des Mißtrauens und der Angst bei den sowjetischen Kriegsgefangenen selbst zu überwinden. Nach allem, was sie erlebt hatten, konnten sie auch uns nicht glauben. Vielen von ihnen war es so ergangen, daß das, was mit freundlichen Worten begann, zu einem grausamen Ende geführt hatte. Aus Sorge vor vorzeitigem Bekanntwerden hatten wir sie auf unsere Aktion auch nicht vorbereiten können. So war der Marsch von ihren Baracken zur Entlausung für sie schon eine Tortur. In ihrem Zustand und mit der kümmerlichen Bekleidung kam er ihnen endlos vor. Wenn sie warten mußten, bis der Baderaum für sie frei war, erschien es ihnen wie Stunden, obwohl es höchstens zehn Minuten waren. Das Stück Brot und die Kartoffeln nahmen sie noch, aber beim Schluck Sirup hatten viele Angst, es könnte etwas Vergiftetes sein. Wir wußten, daß es noch vieler Arbeit bedurfte, um das von uns erstrebte kameradschaftliche Verhältnis herzustellen.

Der erste Schritt war getan. Die Blocksperre für das „Kriegsgefangenen-Arbeitslager" war wenigstens durchbrochen, wenn auch noch nicht offiziell aufgehoben. Die Häftlingsschreibstube, die Kumpels der „Politischen Abteilung", des Reviers und der Entlausung konnten jetzt daran arbeiten, Verbindungen zu schaffen als Voraussetzung dafür, die sowjetischen Kriegsgefangenen nach und nach ins allgemeine Lagerleben einzubeziehen und im weiteren dann auch Stützpunkte unter ihnen für den Widerstandskampf zu bilden. Das kostete von Anfang an Opfer. Die ersten waren Oskar Hoffmann und Walter Schönwetter, denen die SS vorgeworfen hatte, geheime Verbindungen mit sowjetischen Kriegsgefangenen angeknüpft zu haben. Sie kamen in den Bunker, wurden ausgepeitscht und anschließend in die Strafkompanie des Klinkerwerks versetzt. Wir fürchteten um ihr Leben, aber sie haben alles mit unserer Hilfe überstanden. Beim Einsammeln der Lebensmittel hatten wir zwar allgemein gesagt, daß wir versuchen wollten, den sowjetischen Kriegsgefangenen zu helfen, aus Gründen der Geheimhaltung aber nichts über die Art und Weise sowie den Termin unserer Hilfsaktion verlauten lassen. Außerdem spielte sich alles ab, während die meisten Häftlinge zur Arbeit waren; erst am Abend konnten sie Näheres erfahren. Spontan gab es allgemeine Zustimmung. Nur einige wenige Außenseiter, von denen Solidarität als Zwang und Eingriff in ihre persönliche Freiheit empfunden wurde, beharrten auf ihrem Recht: Sie wollten die Dose KARO wiederhaben, die wir den sowjetischen Gefangenen gegeben hatten. Wer darauf bestand, konnte sein Geld zurückbekommen, was dann jedoch von kaum einem verlangt wurde.

Einiges hatten wir erreicht, um den Kriegsgefangenen das Leben zu erleichtern, insbesondere ihren Lebensmut zu heben und ihnen zu zeigen, daß wir uns solidarisch mit ihnen fühlten. Aber der Erfolg war begrenzt. Von den am 19. Oktober 1941 registrierten 2500 Kriegsgefangenen des „Arbeitslagers" waren am 31. Dezember 1941 nur noch 1360 am Leben.



Beim Zählappell mußten die Häftlinge qualvolle Stunden durchstehen.

In Dunkelhaft

Etwa seit Ende Juli 1942 waren im Lager Gerüchte im Umlauf, daß die SS-Lagerführung Maßnahmen gegen die Häftlingsführung plane. Wir erhielten immer mehr Hinweise dafür. Queißer, ein sudetendeutscher Häftling, erzählte zum Beispiel tschechischen Studenten, an deren Paketbezug er teilhatte, daß er bald Lagerältester sein und sich ihnen dann erkenntlich zeigen werde. Der neue Rapportführer, SS-Hauptscharführer Michael – „Hungerturm" genannt –, ließ Werner Staake wissen, daß Unangenehmes auf uns zukomme.

Am Donnerstag, dem 1. Oktober 1942, werde ich zum Lagerarzt gerufen. Ich melde mich: „Schutzhäftling 10 595 zur Stelle." Dr. Schmitz steht am Schreibtisch und sagt nach einer Pause: „Was wollen Sie denn?" Dabei sieht er immer in die Ecke, die von der offenen Tür verdeckt ist. Ich schließe die Tür und stehe vor Dr. Frowein, der sich dahinter gestellt hatte. Ich frage ihn: „Wissen Sie, wer mich angefordert hat?" Dr. Frowein schweigt, und erst als Dr. Schmitz sich an ihn wendet, ob er etwas wisse, sagt er „Nein". Ich kann wieder gehen.

Am Tor des Krankenhauses werde ich von einem SS-Mann angehalten und aufgefordert, ihm zu folgen. Er bringt mich in den Zellenbau, in die absolute Isolierung des Lagers. Dort im Büro muß ich meinen Tascheninhalt auf den Tisch legen. Dann führt mich der SS-Mann in eine Zelle. Es ist die letzte im Gang, eine Dunkelzelle, die nur bei geöffneter Tür ein wenig erhellt wird. Die Zelle ist leer, nur ein Kübel steht in der Ecke, keine Pritsche, kein Tisch, kein Hocker, soviel kann ich noch erkennen. Dann knallt die Tür zu, und ich bin im Dunkeln. Vor dem Fenster unterhalb der Zellendecke ist ein Bretterverschlag angebracht. Um mich herum ist es totenstill.

Es dauert Tage, bis ich weiß: Es sind insgesamt 18 Kommunisten in den Zellenbau gebracht worden, alle haben Einzelhaft in Dunkelzellen. Aus der Häftlingsschreibstube sind es fünf Genossen, die beiden Lagerältesten Werner Staake und ich, der Lagerschreiber Rudi Grosse, der Leiter des Häftlingsarbeitsdienstes, Albert Buchmann, und der Leiter der Bibliothek, Karl Schirdewan. Außer den Häftlingsfunktionären sind es noch drei Kommunisten, die im Lager durch ihre politischen Aktivitäten und in Diskussionen hervorgetreten sind: Fritz Selbmann, Willi Girnus und Karl Schweiger.

Während der langen Zeit der Dunkelhaft – es waren insgesamt 58 Tage – standen immer wieder die Ereignisse, die mein Leben, mein Denken, meine Entwicklung zum politischen Kämpfer prägten, vor mir.

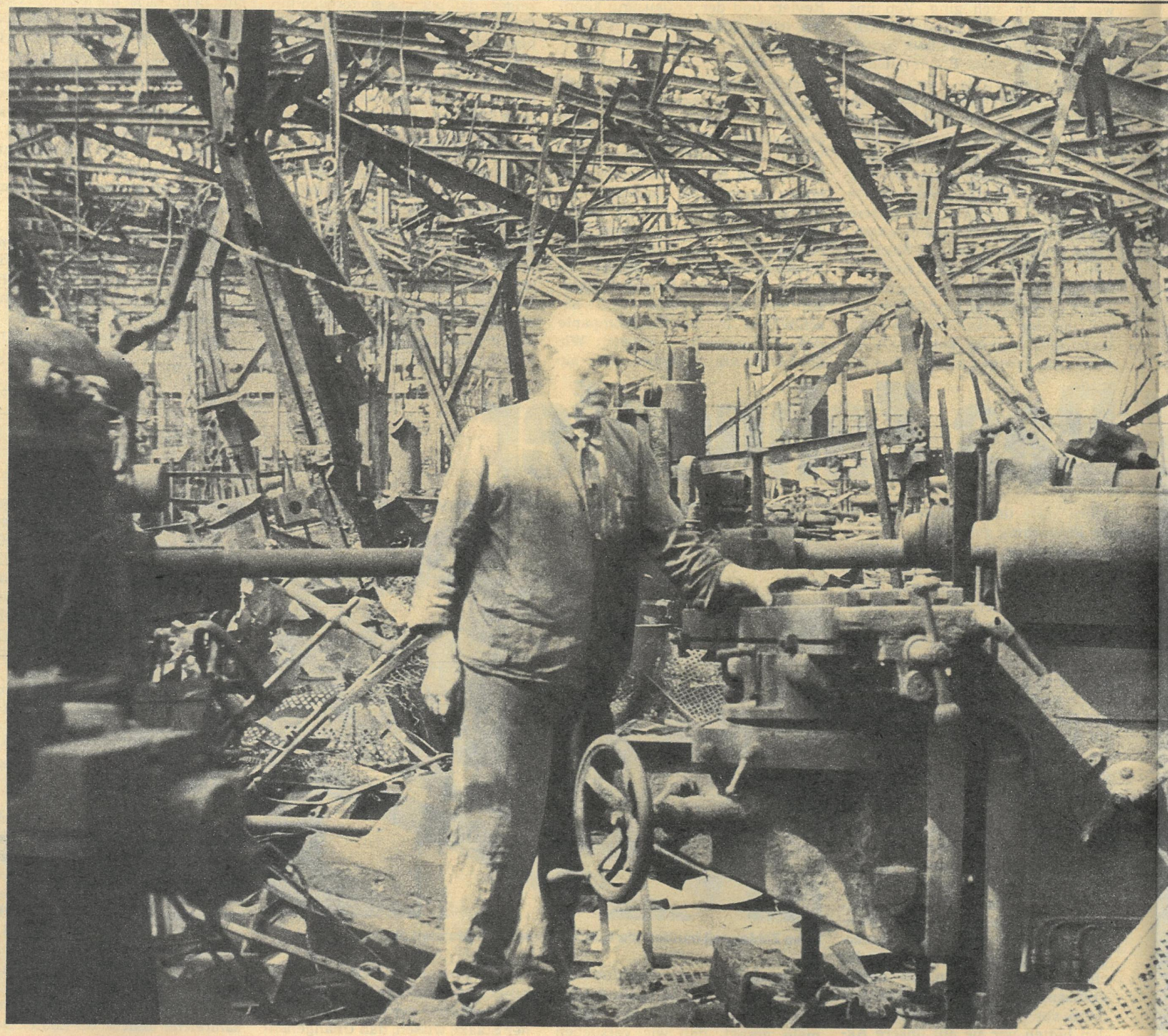
Ich bekomme am 26. November 1942 Bescheid, daß wir am nächsten Tag rasiert und uns die Haare geschnitten werden. Am anderen Morgen stehen wir 18 Häftlinge in aller Frühe in der Mitte des Zellenbaus, alle in großer Unruhe und Erregung über das, was auf uns zukommen wird. Nach und nach erscheinen der Kommandant, der Lagerführer, der Lagerarzt und zahlreiche andere SS-Leute. Dann wird Marschverpflegung ausgegeben. Was ist denn nun los! Wofür Haareschneiden und Rasieren und jetzt Verpflegung? Dann werden wir auf den Vorhof geführt und in einen Gefangenentransportwagen verfrachtet. Der Wagen fährt langsam aus dem Zellenbautor hinaus und beschleunigt die Fahrt am Rande des Appellplatzes entlang zum Lagertor.

Wir erleben Minuten höchster Erregung: Biegt der Wagen hinter dem Tor nach rechts ab, dann fährt man uns zur Erschießungsanlage, fährt er aber geradeaus, dann geht es zum Bahnhof. Der Wagen fährt geradeaus. Wir erfahren, daß unsere Fahrt ins Konzentrationslager Flossenbürg geht.

– Ende –

Mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages Berlin.

Foto: Archiv



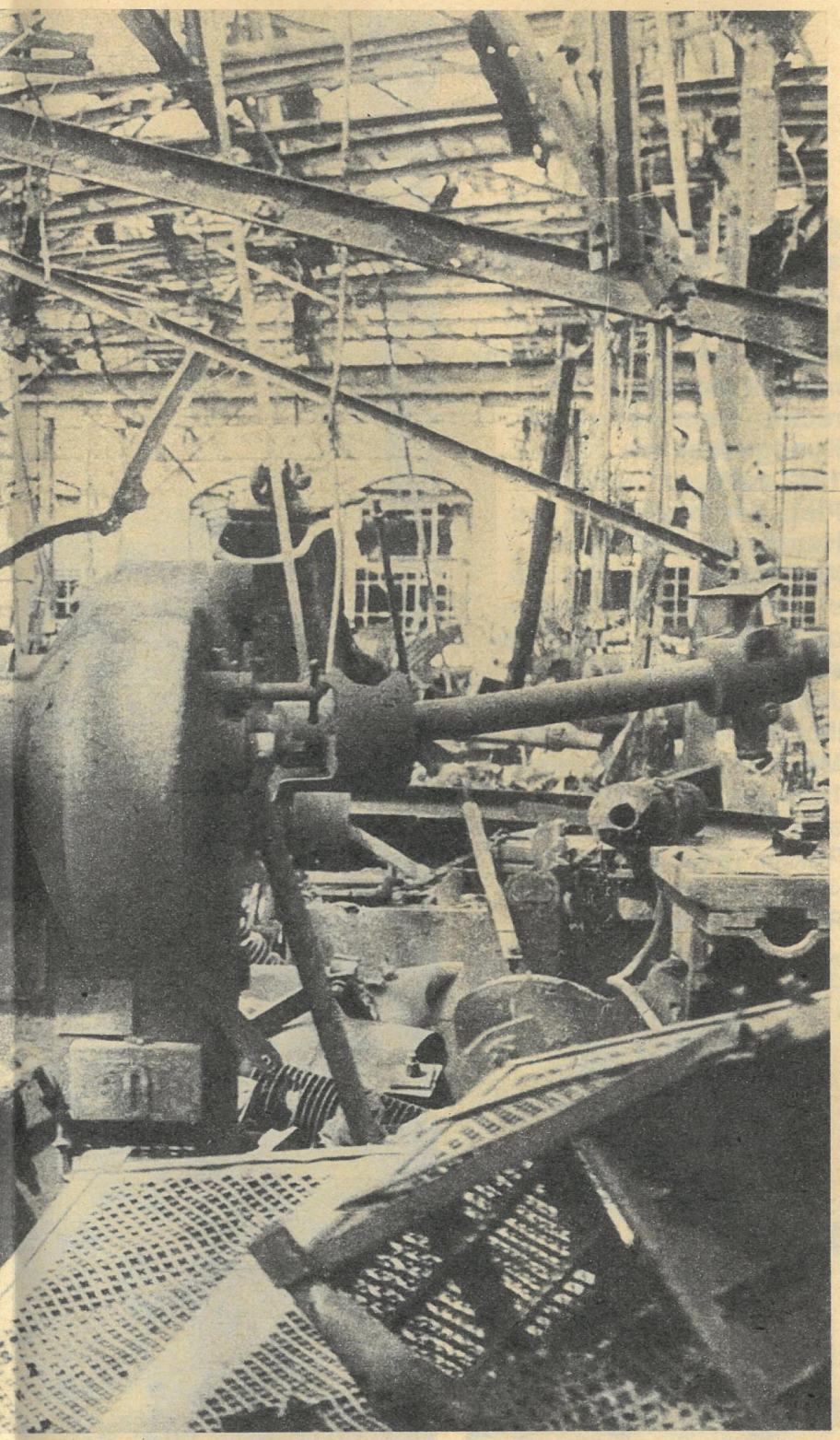
„Eine Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes ist über Deutschland hereingebrochen... Die Schuld und Verantwortung tragen ... Hitler und Göring, Himmler und Goebbels, ... die Träger des reaktionären Militarismus, ... die Herren der Großbanken und Konzerne... Ihr Teil Schuld tragen auch die zehn Millionen Deutsche, die 1932 bei freien Wahlen für Hitler stimmten... Wir deutschen Kommunisten erklären, daß auch wir uns schuldig fühlen, indem wir es... nicht vermocht haben, ... die Kräfte für den Sturz Hitlers zu sammeln..."

Aufruf des Zentralkomitees der KPD, 11. Juni 1945

„Die Sozialdemokratische Partei ... kann ... von sich sagen, daß die Grundsätze ihrer Politik ihre Prüfung vor dem Richterstuhl der Geschichte bestanden haben. Alle anderen Richtungen in Deutschland sind mehr oder weniger schuld an dem Aufkommen des Nazismus..." **Kurt Schumacher, der führende Kopf der SPD in den westlichen Besatzungszonen, Juli 1945**

„Nach vielen Fehlern der Vergangenheit haben wir nun erkannt, daß die Lebensinteressen der Arbeiterklasse einer Einheit bedürfen. Das, was uns jetzt mit den Kommunisten einigt, ist bedeutend stärker..., als das, was uns trennt."

Interview der sowjetischen Armeezeitung „Krasnaja Swesda" mit dem Zentralausschuß der SPD, 12. Juli 1945



12

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

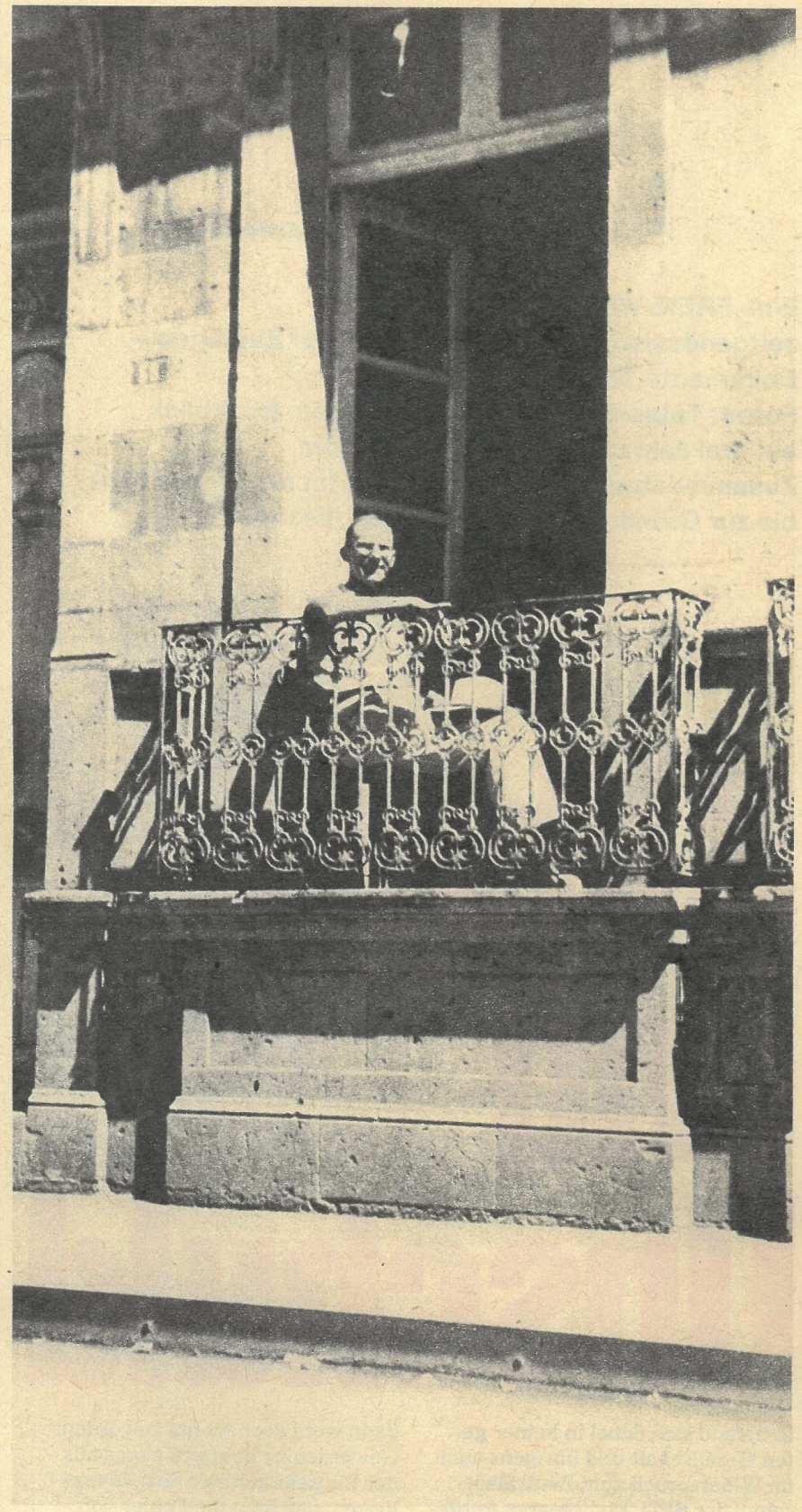
Schuld und Unschuld

Ein Überlebender: Anfang oder Ende der Katastrophe?

Als der letzte Schuß gefallen war, kletterten die Überlebenden aus den Kellern und sahen sich um, ratlos viele, hilflos, hoffnungslos. Was bewegte sie? Zuerst das Stück Brot für den nächsten Tag. Von Schuld wollten sie nichts hören. Aber das war die Frage, die beantwortet werden mußte, und von der Antwort hing die Zukunft des Landes ab. Die gängige Antwort lautete: Hitler. Und wer war schuld an Hitler? Das war, jedenfalls für die Deutschen, die entscheidende Frage. Niemand hat sie so offen, so schonungslos beantwortet wie die deutschen Kommunisten: Nicht erst der militärische Zusammenbruch machte die deutsche Katastrophe aus, das Elend begann mit Hitlers sogenannter Machtergreifung am 30. Januar 1933 und endete an dem Tag, den viele mit dem ersten Tag der Katastrophe verwechselten; und Schuld und Verantwortung für die dunklen zwölf Jahre, sagten die Kommunisten, trugen das große Kapital, Banken und Industrie, und die Generale und auch die Millionen kleiner Leute, die Hitler ohne Not gewählt hatten und auf sein Kommando über alle Grenzen marschiert waren. Das waren damals keine populären Parolen. Wer auf Dummenfang ausging, durfte so nicht sprechen. Die Kommunisten besaßen den Mut zur Wahrheit: Sie bekannten sich auch zur Verantwortung für eigene Versäumnisse. Zu denen, die eigene Mitschuld nicht anerkennen wollten, gehört auch Kurt Schumacher, Wortführer, später Vorsitzender der westdeutschen Sozialdemokratie, und er befand sich dabei in keiner guten Gesellschaft und übrigens auch im Widerspruch zum Zentralausschuß der SPD. Ein integrer Antifaschist, verrannte sich Schumacher dennoch in einen hysterischen Antikommunismus, der sich jeder Kontrolle durch Vernunft entzog. So gelang es ihm, die eigene Partei, die dem Anspruch der historischen Stunde weder im November 1918 noch im Januar 1933 gewachsen gewesen war, in makelloser Unschuld zu sehen. Die KPD dagegen erschien ihm „in ihrer politischen Theorie und Praxis ... vollständig zusammengebrochen". Dazu muß man heute nichts mehr sagen. Gleichzeitig warf er der zusammengebrochenen Partei vor, daß sie im Sommer 1945 nicht den Sozialismus ausrufen wollte. Für ihn und seine Partei sei der Sozialismus eine „Tagesaufgabe". Daraus ist ja dann wohl doch nichts geworden. Geworden ist dagegen etwas aus der Einsicht anderer Sozialdemokraten, daß man die Fehler von 1918 und 1933 nicht wiederholen dürfe, daß man die Schuldigen also nicht nur beim Namen nennen, sondern ihnen alle Macht nehmen müsse, und daß dies nicht gegen, sondern nur mit den Kommunisten zu machen sei.

Jürgen Jessel

Foto: ADN-ZB/Donath



Exil in Mexiko: Lehrauftrag an der ältesten Universität Amerikas. Foto links zeigt Ludwig Renn am Balkonfenster seiner letzten Wohnung in Morelia. (Foto rechts: Renn nach einer Kundgebung am 24. Mai 1942 auf dem zentralen Platz der mexikanischen Hauptstadt.) Wolfgang Kießling, der den Schriftsteller in den 60er Jahren oft in Berlin-Kaulsdorf besuchte und der 1978, im Jahr vor Renns Tode, mit ihm an seinem Buch „In Mexiko" arbeitete, reiste 1984 nach Morelia und traf einstige Studenten Ludwig Renns. (Foto unten: Der Autor auf dem Balkon in Renns Exil-Wohnung.)

Über Ludwig Renn, der am 22. April vor 100 Jahren geboren wurde, berichtet Prof. Dr. Wolfgang Kießling

Erfahrung Morelia

Mit zwei Koffern, seiner gesamten Habe, traf Ludwig Renn 1939 als Flüchtling in Mexiko-Stadt ein. Nach der militärischen Niederlage des republikanischen Spaniens öffnete Mexiko seine Tore Tausenden von Spaniern und auch denjenigen aus anderen Ländern, die mit ihnen gekämpft hatten. Ludwig Renn war einer der ersten deutschen Antifaschisten, die nach Mexiko gelangten. Sein Name war hier bekannt geworden, als 1934 der Solidaritätsruf „Freiheit für Ernst Thälmann, Carl von Ossietzky und für Ludwig Renn!" auch den amerikanischen Kontinent erreicht hatte. (Der international bekannte Schriftsteller war vor dem Reichsgericht in Leipzig wegen „literarischen Hochverrats"

verurteilt worden.) Wenige Jahre später berichteten mexikanische Zeitungen über den Spanienkämpfer Ludwig Renn, der als Führer des Thälmann-Bataillons und dann als Stabschef der XI. Internationalen Brigade zu den Verteidigern Madrids gehörte. Es gab nur zwei Staaten auf der Erde, die sich angesichts der faschistischen Aggression offen auf die Seite der rechtmäßigen spanischen Republik stellten: die Sowjetunion und Mexiko. Mexiko befand sich damals unter seinem Präsidenten Lázaro Cárdenas in einer sozialen und antiimperialistischen Aufbruchsphase.

Anfangs wohnte Ludwig Renn bei Alfredo Miller, der eigentlich Alfred Fortmüller hieß und ein deutscher Arbeiter in den Eisenbahnwerkstätten von Hannover gewesen war, bis er in den 20er Jahren nach Amerika auswanderte. „Es war für mich bitter", erzählte mir Renn, „über keinen eigenen Peso zu verfügen. Ich lag Freunden auf der Tasche. Hannes Meyer, einer der früheren Direktoren des Bauhauses Dessau, und der Wirtschaftswissenschaftler Alfons Goldschmidt, die durch Präsident Cárdenas Lehrtätigkeiten an Hochschulen von Mexiko-Stadt erhalten hatten, gaben mir, was ich zum Leben brauchte." Im Januar 1940 starb Goldschmidt, und Meyers Einkünfte an dem im Aufbau befindlichen Polytechnikum flossen unregelmäßig. Renns Situation wurde kritisch.

„Zu Anfang des Jahres 1940 lud mich der Rektor der Universität von Morelia ein, Vorlesungen über moderne europäische Geschichte zu halten", ist aus „Morelia" zu erfahren, dem ersten der fünfzehn Bücher, die Ludwig Renn nach seiner Rückkehr aus dem Exil geschrieben hat. Diese Einladung, durch Hannes Meyer bei den Regierungsbehörden vermittelt, erwies sich als rettender Anker. Entgegen einer Fehldarstellung in dem 1988 in Bonn erschienenen Buch „Fluchtziel Lateinamerika", demzufolge Ludwig Renn „als ehemaliger Berufsoffizier niemals eine akademische Ausbildung erhalten hatte", besaß Ludwig Renn alle Voraussetzungen für ein Lehramt. Tatsächlich hatte Renn, damals noch unter seinem Geburtsnamen Arnold Vieth von Golßenau, zwischen 1920 und 1923 an den Universitäten von Göttingen und München Geschichte, Jura, Nationalökonomie und Russisch studiert und 1926/27 seine akademische Ausbildung am Kunstwissenschaftlichen Institut in Wien fortgesetzt.

Am 29. April 1940 traf er nach einer Busfahrt von 300 Kilometern, strekkenweise auf Bergstraßen mit gefährlichen Kurven, in Morelia ein. Die Stadt hatten 1541 die Spanier unter dem Namen Valladolid gegründet. 1828, nach der Unabhängigkeit Mexikos von Spanien, wurde sie in Morelia umbenannt – in Anlehnung an den Freiheitshelden Morelos, der hier als

Sohn einer Waschfrau geboren war. 1940 zählte Morelia 40 000 Einwohner, 1984 etwa das Zehnfache. Das unter Denkmalschutz stehende Stadtzentrum fand ich so vor, wie es Renn gesehen hatte. Unverändert war auch das Klima geblieben: eine Jahresdurchschnittstemperatur von 24 Grad Celsius bei mehr als 300 Tagen Sonnenschein und mit einem Unterschied von 3 Grad zwischen Winter und Sommer. Die Universität, das im 16. Jahrhundert gegründete Colegio San Nicolás de Hidalgo, die älteste noch bestehende Hochschule des amerikanischen Kontinents, stand wie ehedem in ihrer historischen Pracht.

Wenige Minuten nachdem Renn dem Rektor ein von Hannes Meyer besorgtes Empfehlungsschreiben überreicht hatte, war er zum Außerordentlichen Professor ernannt. In Morelia blieb Renn bis Anfang März 1942. In seinem Erlebnisbuch „Morelia" ließ er unerwähnt, daß sich seine soziale Lage im Vergleich zu vorher zwar gebessert, aber nicht wesentlich verändert hatte. Die Einkünfte eines Professors in Morelia waren bedeutend niedriger als die an der Nationaluniversität in Mexiko-Stadt. „Obwohl ein Kaffee nur wenig kostete", erzählte mir Renn, „mußte ich mir überlegen, ob ich mir einen leisten konnte."

Nach Morelia kamen vorwiegend Studenten, unter ihnen viele Indios, für die anderswo ein Studium zu teuer war.

Anfangs wohnte Renn im Hotel Central. Dann nahm er ein bescheidenes Zimmer in einem Haus gegenüber der Kirche San Augustin. Zuletzt wohnte er in der von einer Exilspanierin unterhaltenen Pension in der Guillermo Prieto/Ecke Avenida Madero. Der Sohn einer Dresdner Adelsfamilie hatte in seiner Kindheit und Jugend mit den Eltern und dem Bruder zwölf Zimmer bewohnt. Als ich Renn daran erinnerte, bemerkte er, trotzdem sei für ihn das karge Leben in Morelia ein sozialer Aufstieg gewesen; denn er habe Zugang zu den Menschen eines Volkes gefunden, denen die Nazis, wären sie ihrer habhaft geworden, ebenso das Lebensrecht abgesprochen hätten wie denen, die sie in Europa zu Arbeitssklaven machten oder von vornherein der Vernichtung preisgaben.

Renn fühlte sich in Morelia glücklich. Er war als Lehrender zugleich Lernender. Sein späteres Wirken in der DDR für die Freundschaft mit anderen Völkern, seine Kinderbücher „Trini", „Nobi" und „Camilo" darin eingeschlossen, lebt auch von der Erfahrung Morelia. Renn gab an der Universität einen Deutschkurs, an dem sogar der Rektor teilnahm. „Auch ich war bereits Lehrer", berichtete mir Rafael C. Haro, Jahrgang 1907, „als ich mich für den Deutschunterricht bei Ludwig Renn einschreiben ließ. Ich glaube, die meisten der nahezu hundert Mexikaner, die zwei- oder dreimal wöchentlich abends von 7 bis 8 Uhr in den Hörsaal kamen, waren mehr an dem deutschen Lehrer als an der deutschen Sprache interessiert. Wir wollten von ihm wissen, was ihn veranlaßt hatte, die soziale Front von der Adelskaste zur Arbeiterklasse zu wechseln. Renn machte uns einen akzeptablen Vorschlag. Wir lernten die deutsche Sprache an Textstellen aus seinen Büchern ‚Krieg' und ‚Nachkrieg'. Obwohl wir es nicht beurteilen konnten, wir glaubten ihm, daß sein einfacher Stil besser geeignet war als die Übungstexte eines Lehrbuchs."

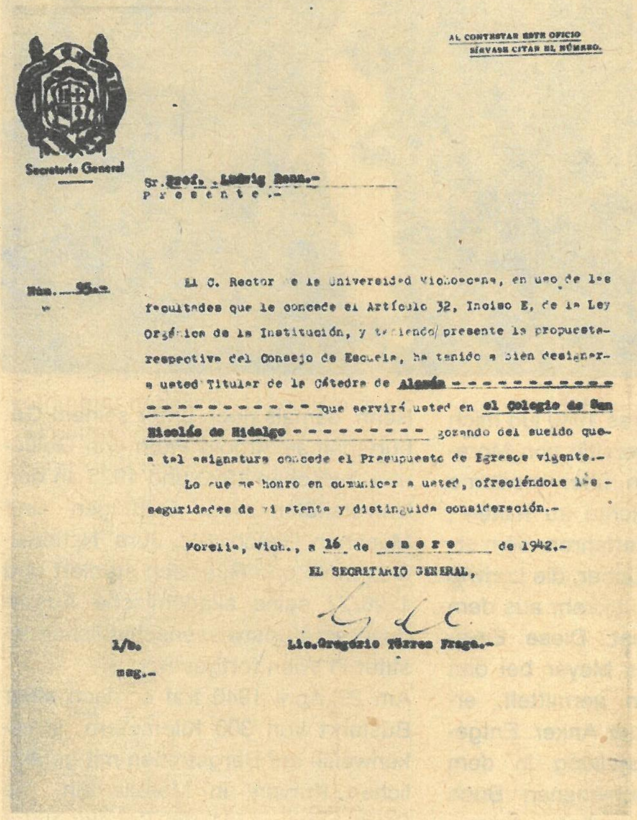
Größere Freude bereiteten Ludwig Renn die Vorlesungen in europäischer Geschichte von der Französischen bis zur Oktoberrevolution.

Auf die Vorlesungen bereitete er sich in der über Bestände aus der Kolonialzeit verfügenden Bibliothek in der ehemaligen Jesuitenkirche und in der Universitätsbibliothek vor, wo er auch Werke von Marx und Engels fand. Die Universität von Morelia stand in dem Ruf, marxistisch zu sein. Renn fand eine Erklärung für diese tatsächlich nicht zutreffende Behauptung. Es gab an der Universität eine kommunistische Parteigruppe und eine Filiale der Gesellschaft der Freunde der UdSSR. Unter den mexikanischen und spanischen Professoren befanden sich Sympathisanten des Marxismus wie der exilspanische Philosoph Marcelino Méndez, ein ehemaliger Mönch. Doch gelehrt wurde Marxismus nicht. Der deutsche Professor war der einzige, der in seinen Vorlesungen die Entstehung des Marxismus und die Grundlagen des dialektischen und historischen Materialismus behandelte.

Seine Geschichtskurse waren bei den Studenten sehr beliebt. Renn pflegte mit den Studenten vielfältige Kontakte. Junge Dichter holten ihn zu ihren Lesungen und diskutierten mit ihm Fragen des literarischen Schaffens. In einer Zeit, als von Deutschland Furcht und Schrecken ausgingen, erlebten sie in Ludwig Renn einen deutschen Kommunisten, einen Humanisten und Internationalisten von Weltruf. „Renn war eine mich prägende Persönlichkeit", sagte mir in Morelia Tomás Rico Cano. „Als er zu uns kam, war ich bereits mit dem Studium fertig und arbeitete als Grundschullehrer. Ich lernte ihn in unserem Dichterzirkel kennen, lernte von ihm literarisches Handwerk und entschloß mich, angeregt durch ihn, noch ein Jurastudium aufzunehmen. Wiederholt begleitete ich ihn auf Spaziergängen in der Stadt oder zu Exkursionen nach Patzcuaro und in andere Gegenden des Bundesstaates Michoacán, wo ich ihm manches aus meiner Heimat zeigen und erklären konnte."

Rico Canos Schwester Marina Saida, die bei Renn Vorlesungen in Kunstgeschichte hörte, ergänzte: „Ich kam erst 1941 nach Morelia. Renn war bereits in aller Munde. Der große hagere Deutsche fiel auch durch sein Äußeres auf. Er überragte die meisten Studenten um mehr als Haupteslänge. Man achtete ihn vor allem, weil er sich selbstlos in den Dienst des spanischen Volkes gestellt hatte. Wir verehrten diesen Deutschen, von dem wir wußten, daß er den eigenen Faschisten die Stirn geboten und dann in Spanien mit der Waffe gegen sie gekämpft hatte. Und noch etwas machte ihn bewundernswert. Er war in unseren Augen der am weitesten gereiste Professor; denn er kannte die Sowjetunion, über die wir viel Widersprüchliches gehört hatten. Nun wollten wir von ihm Authentisches erfahren."

Während der zwei Jahre, die Renn in Morelia lehrte, bildete sich in Mexiko-Stadt das politische und kulturelle Zentrum der deutschen Antifaschi-



Secretaría General

AL CONTESTAR ESTE OFICIO SÍRVASE CITAR EL NÚMERO.

Sr. Prof. Ludwig Renn.-
Presente.-

Núm. 95.-

El C. Rector de la Universidad Michoacana, en uso de las facultades que le concede el Artículo 32, Inciso E, de la Ley Orgánica de la Institución, y teniendo presente la propuesta respectiva del Consejo de Escuela, ha tenido a bien designar a usted Titular de la Cátedra de Alemán ------------ que servirá usted en el Colegio de San Nicolás de Hidalgo --------- gozando del sueldo que a tal asignatura concede el Presupuesto de Egresos vigente.-

Lo que me honro en comunicar a usted, ofreciéndole las seguridades de mi atenta y distinguida consideración.-

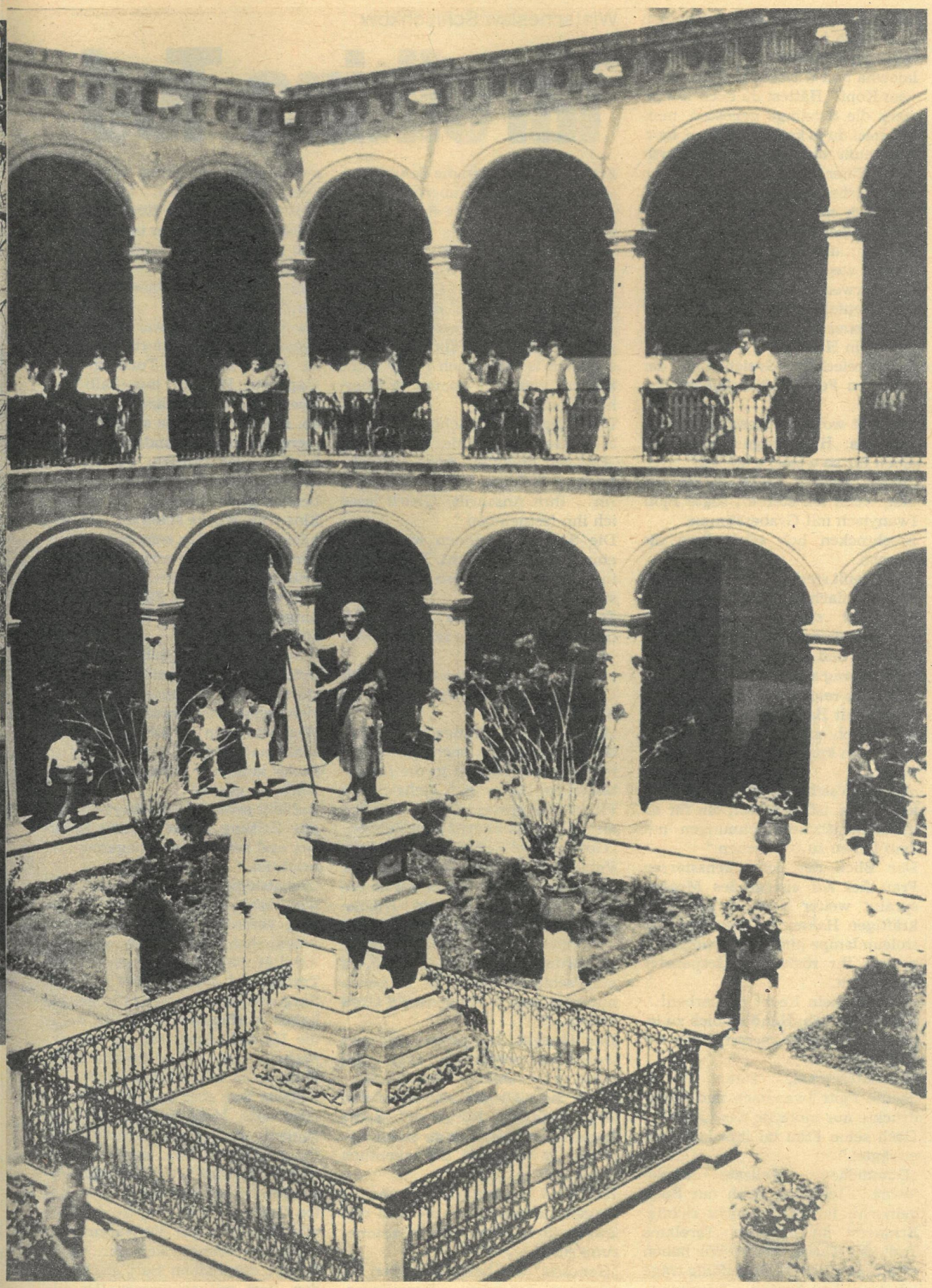
Morelia, Mich., a 16 de enero de 1942.-

EL SECRETARIO GENERAL,

Lic. Gregorio Torres Fraga.-

I/B.
mag.-

Erneuerung des Lehrauftrages als Außerordentlicher Professor (Foto oben)



Erholungspause am traditionsreichen Colegio. Blick auf den revolutionären Gelehrten Miguel de Hidalgo.

Rico Cano trug ein Gedicht vor, das er aus diesem Anlaß verfaßt hatte. Ich erfuhr erst davon, als ich selbst in Morelia weilte.

Die Erfahrung Morelia erwies sich für Renns neue Aufgabe als ein Gewinn von Tragweite. Sein Leben unter den Mexikanern hatte ihn in eine enge Beziehung zu diesem Volk und zu diesem Land gebracht. In der Hauptstadt begegneten ihm Politiker von Parteien und Organisationen und Regierungsverantwortliche mit Hochachtung.

Im Mai 1942 versenkten deutsche U-Boote zwei mexikanische Schiffe. Matrosen fanden den Tod. Das gab den letzten Anstoß zum Kriegseintritt Mexikos an der Seite der Antihitlerkoalition. Parteien und Massenorganisationen riefen für den 24. Mai, den Pfingstsonntag, die Bevölkerung von Mexiko-Stadt zum Zócalo, dem großen Hauptplatz vor dem Regierungspalast. Auf dem Balkon seines Amtssitzes stand der Präsident der Republik, umgeben von den Ministern der Regierung. Von einer Tribüne in der Mitte des Zócalo sprachen über Mikrofon – die Kundgebung wurde zudem von allen Radiostationen übertragen – Vertreter der Parteien und der Arbeiter- und Bauernorganisationen zu Hunderttausenden. Als einziger Ausländer erhielt Ludwig Renn das Wort:

„Als Präsident der Bewegung Freies Deutschland erkläre ich, daß es Deutsche gibt, die den kriegerischen Angriff Hitlers auf Mexiko mit derselben Entrüstung verurteilen und verabscheuen wie das mexikanische Volk... Wir, die wir hier in Mexiko die Möglichkeit besitzen, unsere Meinung frei zu äußern, erklären: Hitler ist nicht das deutsche Volk. Unser Volk sehnt sich ebenso nach der Befreiung von der braunen Diktatur wie die von Hitler überfallenen und unterworfenen Völker. Die Vernichtung Hitlers ist daher nicht allein die Angelegenheit der anderen Völker, sondern auch die des deutschen Volkes. Deshalb stehen wir an der Seite der Demokratien, der Alliierten, Mexikos..."

Ein neues Kapitel im Leben Ludwig Renns hatte begonnen, in dem er sich ebenso bewährte wie vorher. Alle diese Erfahrungen waren ihm von Nutzen, als er 1947 aus Mexiko in die befreite Heimat zurückkehrte und sich an ihrem Neuaufbau beteiligte.

Erinnerung 1941: Professorenkollegium in Morelia. Links von Ludwig Renn der Biologe Prof. Dr. de Buén aus Madrid; zweiter rechts von ihm der Chemiker Prof. Dr. Xirau von der Universität Barcelona. (Foto links)

sten für ganz Lateinamerika. Zahlreiche, Renn gut bekannte Genossen und Schriftstellerkollegen und andere Hitlergegner, vor allem aus der jüdischen Emigration, hatten in Mexiko Aufnahme gefunden. Am 29. Januar 1942 erhielt Ludwig Renn ein Telegramm aus der Hauptstadt. Soeben habe sich die Bewegung Freies Deutschland in Mexiko gebildet und ihm den Vorsitz übertragen.

Er solle sofort kommen und am nächsten Tag auf einem internationalen antifaschistischen Kongreß die Teilnehmer dieses Forums im Namen der Freien Deutschen begrüßen. Renn folgte der Aufforderung.

Nun waren die Tage seiner Tätigkeit in Morelia gezählt. Die neue Aufgabe verlangte seinen ständigen Aufenthalt in der Hauptstadt. Anfang März wurde er in Morelia vom Rektor der Universität, von den Kollegen und Studenten verabschiedet. Tomás

Fotos: Autor-Archiv (5), Brockhaus (1)

Wjatscheslaw Schischkow

Tarelkins Tod

Schischkow (1873–1945), Sohn eines Angestellten, nahm an Expeditionen zur Erforschung der Verkehrswege und großen Flußsysteme in Sibirien teil, ehe er 1908 mit sibirischen Erzählungen hervortrat. Mit seinen Romanen „Vagabunden" und „Der dunkle Strom" erreichte sein literarisches Schaffen einen Höhepunkt. Die Roman-Trilogie „Jemeljan Pugatschow" gehört zu den wichtigsten Werken der historischen Prosa in der Sowjetliteratur. Auch als humoristisch-satirischer Erzähler machte er sich einen Namen. Die vorliegende Geschichte entnahmen wir dem bei Volk und Welt demnächst erscheinenden Band „Russische Erzählungen aus sieben Jahrzehnten". Übersetzung Charlotte Kossuth.

Teufel, sagte sich Pjotr Iwanytsch Tarelkin, als er von der Pflichtarbeit nach Hause gehumpelt kam, und warf die Schaufel in die Ecke. So geht's nicht weiter. Das ist ja kein Leben, Zwangsarbeit ist das… Schlimmer! Das ist wie der Leidensweg der ehrwürdigen Theodora. Schlimmer…

Er zog den geflickten rechten Stiefel aus und betrachtete den Fuß: Stimmt, der große Zeh war blau und geschwollen. Die Arme waren auch zerkratzt und eine Braue gespalten. Er wickelte den Strick ab, der ihm als Gürtel diente, schleuderte ihn unters Bett, riß sich die verschlissene pelzbesetzte Weiberjacke von den Schultern und lief, auf dem kranken Fuß hinkend, lange in einem Stiefel hin und her.

„Ha, dieses Verkehrswesen… Hol ihnen Kies fürs Gleisbett aus der Grube", murmelte er und riß die erbosten trüben Augen auf. „Und im Winter heißt's, Brennholz für die Kanonenöfen herbeischaffen, für die öffentlichen Waschstuben Löcher ins Eis hacken, Gräben ausheben… Brr! Hol sie der Teufel!"

Pjotr Iwanytsch hielt inne und schüttelte so wütend die Fäuste, daß seine rotblonden langen Zotteln auf den spitzen Schultern tanzten. In diesem Augenblick erinnerte er, zerzaust, wild und schmutzig, wie er war, an einen stockbetrunkenen Diakon.

Erschöpft warf er sich aufs Bett und begann böse zu schnaufen.

„Und auch morgen und übermorgen immerzu das gleiche. Vielleicht noch zehn Jahre so 'ne Plackerei… Und das, wo ich herzkrank bin."

Doch unversehens schlug seine Stimmung um. Über sein abgehärmtes Gesicht huschte ein Lächeln, der dicke Adamsapfel an dem knorpligen Hals begann krampfhaft zu hüpfen, die violette Nase krauste sich, und schon pfiff er und schüttelte sich vor Lachen.

„Genial! Genial!" rief er froh und schlug sich mit der Hand an die Stirn.

Die Tür ging auf. Pjotr Iwanytsch gab seinem Gesicht hastig die Miene eines unschuldig leidenden Opfers und schloß die Augen.

„Petruschka! Wie kannst du dich einfach so hinhaun, mein Lieber", sagte leicht näselnd Felizata Nikolajewna und wickelte sich das Tuch vom Kopf. „Hättest du doch wenigstens die Setzlinge gegossen, morgen hast du ja keine Zeit dazu, morgen mußt du zur Schwellenfertigung. Einer von der Miliz hat einen Zettel gebracht."

„Ich geh nicht", sagte Pjotr Iwanytsch gleichmütig und spuckte kräftig, aber mit ungerührter Miene aus. „Ich bin ehemaliger Domverweser und kein Knecht. Zum Teufel! Ich mach nicht mehr den Diener für sie… Bin ich vielleicht ein Häftling?"

Das dreieckige Gesichtchen der winzigen Felizata Nikolajewna erbleichte.

„Du bist wohl übergeschnappt, Petruschka: Heutzutage können sie einen für so was erschießen!"

„Wieso können sie mich erschießen, wenn ich sterbe", sagte Pjotr Iwanytsch mit Grabesstimme.

Erschrocken hob seine Frau die Brauen.

„Was heißt sterben, Petruschenka?"

„Sehr einfach, ich streck die Beine aus und sterbe… Mein Herz schlägt schon ganz unregelmäßig."

Felizata ließ das Tuch fallen und sank schräg auf einen Stuhl.

„Nein, es reicht!" schrie Pjotr Iwanytsch mit Baßstimme auf und bewegte sich so heftig, daß das Bett unter ihm knarrte wie ein Wachtelkönig.

„Ehe man sich so quält, Felizata Nikolajewna, ist es besser, ein für allemal sämtliche Rechnungen mit dem Leben zu begleichen."

Der Blick der schreckensstarren Frau fiel auf ein großes Messer, sprang weiter zum Strick, zum kräftigen Haken, an dem eine Petroleumlampe hing, und schon flimmerten ihr röchelnde Gespenster vor Augen.

„Du hast kein Recht zu sterben!… Untersteh dich, Hand an dich zu legen!" Ihr Gesicht verzerrte sich vor Entsetzen.

Hochinteressant, zum Teufel, dachte Pjotr Iwanytsch und unterdrückte nur mühsam das Lachen. Doch seine Frau tat ihm leid, und er sagte:

„Dummchen… Felizata Nikolajewna… Ich habe doch nur Spaß gemacht. Ich sterbe nicht richtig. Erinnerst du dich an ‚Tarelkins Tod', das Theaterstück? Wir haben es mal gesehen. Nicht zufällig trage ich denselben Namen – Tarelkin."

Felizata Nikolajewna saß mit offenem Mund da und verstand gar nichts.

Am nächsten Tag erschien sie in der Abteilung Arbeitskräfteerfassung. Vor Erregung glühte ihr Gesicht, die Hände zitterten, Schauer rannen ihr über Brust und Leib.

Der bartlose Leiter rückte sich die Schirmmütze zurecht und drückte den Zigarettenstummel in einer Eierschale aus.

„Sie wünschen, Bürgerin?"

Erbittert klapperten die Schreibmaschinen, eine bezaubernde Blondine puderte sich mit einer Quaste Nase und Wangen.

„Verzeihung, Genosse", begann Felizata Nikolajewna, mit dem Kopf zuckend und nach Luft schnappend. „Ich komme melden, daß mein Mann, der Genosse Tarelkin, gestern nicht zur Pflichtarbeit erschienen ist und auch heute nicht kommt, vielleicht kommt er überhaupt nicht mehr."

Der junge Mann schnaufte kurz, sein Gesicht wurde essigsauer. „Ha! Sie erstatten Anzeige? Sehr schön… Nehmen Sie Platz, Bürgerin… Ihre Anschrift? Gleich lasse ich ihn festnehmen."

Die Schreibmaschinen waren mit einem Mal verstummt. Die Quaste in der bezaubernden Hand erstarrte.

Felizata Nikolajewna krallte sich mit beiden Händen in den Tischrand.

„Nicht doch, Genosse! Er hat Durchfall. Cholera hat er. Liegt im Sterben."

„Cholera?" Die Brauen des jungen Mannes sprangen hoch. „Dann gehört er unverzüglich in die Isolierbaracken. Hat er sich vielleicht an Pilzen übergessen? Gleich rufe ich an." Seine Hand griff zum Telefon.

„Gott behüte! Er hat nicht Cholera, Verzeihung. Ich hab's verwechselt, schlottere einfach, weil's mir so unangenehm ist." Felizata Nikolajewna hatte endgültig den Faden verloren. „Er hat Brennholz geholt, ist gestürzt und hat sich den Kopf aufgeschlagen. Jetzt ist er besinnungslos, hat zweiundvierzig Grad Fieber…"

Das Gesicht des jungen Mannes wurde erst senffarben, dann erinnerte es an schäumenden Kwaß.

„Sind Sie vielleicht selber auf den Kopf gefallen, Bürgerin?" Seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. „Was wollen Sie eigentlich von mir?"

Hilflos riß Felizata Nikolajewna die Augen auf, als müsse sie sich den Zweck ihres Kommens in Erinnerung rufen.

„Genosse!" Sie hatte aus ihrer Erstarrung gefunden. „Verzeihung, Genosse, Verzeihung! Ich bin gekommen, um zu melden, daß es mit meinem Mann, dem Genossen Tarelkin, entschuldigen Sie bitte, zu Ende geht."

Sie trippelte ungeschickt auf Zehenspitzen hinaus, die Fräulein schickten ihr ein Lächeln nach; und als sie verschwunden war, sagte der leitende junge Mann in kokettem Baß: „Verdrehte Gans."

Ihre Stadt war nicht groß. Sie wohnten in einem Seitengebäude neben einem einsamen verwahrlosten Gemüsegarten. Pjotr Iwanytsch hatte bereits fünf Beete angelegt, mit Kartoffeln und sonst allem Möglichen, da kamen sie ihm mit ihren Schwellen.

„Ha! Soll ich euch einen Vogel zeigen?"

Zwei Tage darauf war Pjotr Iwanytsch glücklich gestorben.

In ein schwarzes Tuch gehüllt, klapperte Felizata innerhalb von zwei Tagen alle zuständigen Stellen ab. Endlich hatte sie sämtliche Papiere beisammen, und der verstorbene Bürger Tarelkin war für immer aus dem Verzeichnis der Lebenden gestrichen.

Eine volle Woche ackerte Pjotr Iwanytsch wie wild in seinem Gemüsegarten. Die Sonne schien, und alles grünte. Ein Star lärmte im Starkasten wie ein junges Füllen und pfiff hingebungsvoll wie ein Kutscher auf dem Bock.

Ach, wie schön, daß Pjotr Iwanytsch gestorben war! Für wen gestorben? Für die andern, nicht für sich selbst. Jetzt hieß es arbeiten. Wer von den Bekannten würde schon auf solches Ödland kommen? Davor konnte er sicher sein. Ausgezeichnet, genial!

Zufällig geriet Pjotr Iwanytsch eine alte Zeitung in die Hände. Er las sie, und seine Augen begannen zu leuchten.

„Schafsköpfe, Schlafmützen sind wir! Haben eine ordentliche Zuteilung verpaßt… Als ob wir's nicht gebrauchen könnten. Soundso viel Arschin fürs Leichenhemd. Fürs Trauerkleid soundso viel… Einen Sarg aus dem Lager; falls gerade keiner vorhanden ist, gibt's dafür die Herstellungskosten in bar. Innerhalb von zehn Tagen. Mein Gott, heute ist der letzte Tag!"

Felizata war aber ausgerechnet ins Dorf nach Mehl gefahren. Unverzüglich stellte der entschlafene Pjotr Iwanytsch im Namen seiner eine Vollmacht für einen nichtexistenten Onkel zweiten Grades, Anton Ogurzow, aus, drückte den Hut wie einen Pilz auf die Nasenspitze herunter, schnitt sich mit einer Schere den halben Bart ab, färbte den Bart mit schwarzer Pomade seiner Frau, wovon der rotblonde Bart dunkelgrün wurde, und schon schritt er voller Vorfreude auf ein gutes Geschäft – nicht umsonst hatte er die ganze Nacht von einer Laus geträumt – als Bürger Ogurzow habgierig die staubige Straße entlang.

Großer Gott, daß es bloß nicht schiefgeht, dachte er mit bangem Herzen.

Doch als er in die Dienststelle hinaufgegangen war und aufmerksam

die Gesichter aller Angestellten gemustert hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen: Kein einziger Bekannter war darunter.

Glücklich durchlief sein Gesuch sämtliche Instanzen. Zwölf Sichtvermerke mit Unterschrift und Stempel ließen auf dem Papier nicht einmal soviel Raum frei, daß da ein Huhn hätte hinpicken können, und nun, gegen Ende des Arbeitstages, als die Angestellten nach ihren Mützen griffen, händigte man ihm einen Zuteilungsschein aus und sagte:

„Laufen Sie möglichst schnell zu dem Schalter da... Es ist zwei vor vier... Vielleicht schaffen Sie es noch."

Gleich einem Jüngling auf Skiern sauste Pjotr Iwanytsch zum Schalter – er hatte sogar die eigens aufgesetzte Sonnenbrille hochgeschoben – und reichte den Zuteilungsschein hinein.

„Ich bitte Sie... Da!"

Doch dort wurde seine ausgestreckte Hand von einer anderen, unbekannten Hand zum freundschaftlichen Händedruck ergriffen, und eine bekannte Stimme sagte: „Ah, Pjotr Iwanytsch: Guten Tag, mein Lieber!"

Und beide Köpfe, der eine erschrocken, der andere neugierig, tauchten einander so heftig entgegen, daß sie im Schalterfenster mit der Stirn zusammenstießen und einander fast geküßt hätten. Pjotr Iwanytsch prallte vor Schreck zurück wie vor einer züngelnden Schlange, er riß auch die Hand weg, die Haare standen ihm zu Berge, und er erstarrte wie in einem schweren Traum.

Durch das Schalterfenster schob sich ein kahler Kopf mit breiter Stirn und schwarzen Schläfen und grinste halb argwöhnisch, halb freundlich in die Brille des Verblichenen.

„Was ist denn nur? Sie waren wohl krank, sind ja nicht wiederzuerkennen, Pjotr Iwanytsch! Ja?"

„Sie irren... Ich bin gar nicht Pjotr Iwanytsch... Pjotr Iwanytsch Tarelkin ist verstorben... Sie irren, ich bin Anton Ogurzow, sein Onkel."

Doch der Kopf hörte offenbar nicht. Für einen Augenblick preßte er die spröden Lippen aufeinander, dann zerfloß er wieder in einem diesmal eindeutig giftigen Lächeln.

Pjotr Iwanytsch war wie in eisiges Wasser getaucht.

„Würden Sie mir bitte den Zuteilungsschein zurückgeben", murmelte er. „Da liegt ein Mißverständnis vor... Bitte, den Zuteilungsschein..."

„Den Schein? Der wird registriert... Gleich, gleich... Wer ist denn bei Ihnen gestorben, Pjotr Iwanytsch? Doch nicht etwa Ihre Gattin?"

Der Kopf verschwand wieder hinterm Schalterfenster und glitt mit der spitzen Nase kurzsichtig über den Zuteilungsschein.

Plötzlich zog sich der Mund des Kopfes in die Breite, die Brauen tanzten auf und nieder, die Ohren und die glattgekämmten schwarzen Haare an den Schläfen gerieten in Bewegung.

„Hm", sagte der Kopf unheilverkündend, hub mit der Hand auf den Schein und schoß wie ein Torpedo erneut durchs Schalterfenster.

„Bürger Tarelkin!"

Doch dort, wo gerade noch Pjotr Iwanytsch gestanden hatte, war gähnende Leere.

Abend. Der Verstorbene trank mit seiner soeben aus dem Dorf zurückgekehrten Witwe Mohrrübentee. Er sah verstört aus, seine Hände zitterten. Pausenlos rauchte er Machorka.

„Mein Herz sagt mir, daß bald ein Überfallkommando anrückt, um mich zu verhaften", sagte er. „Wo ist bloß dieser rasierte Teufel hergekommen? Er war doch im Landkreis. Ein ehemaliger Schankwirt, ist den Kommunisten beigetreten, dieser Gesinnungslump, dieser Teufel. Das sind die allerschlimmsten. Ich habe Angst... Warum mußte ich nur so einbrechen... Brr!"

„Du wirst dich morgen ins Dorf verziehen müssen, Petenka... Ach, wenn wir nur diese Nacht überstehn..."

„Ich werde mich wohl auch kahlscheren müssen."

Plötzlich klopfte es an die Tür.

Beide fuhren zusammen und rissen den Mund auf. Die Fenstervorhänge waren herabgelassen, die Lampe brannte.

„Schnell in den Keller! Ich bin verloren", zischte der Verstorbene. Sein Herz klopfte, und laut klopfte es an der Tür.

Sie stürzten in den Keller. Pjotr Iwanytsch kroch in einen Sack und setzte sich in eine Ecke.

„Stell irgendwas davor... Da, die Kiste... Und noch den Kohlensack."

Die Witwe kletterte aus dem Keller, schloß die Luke, gab ihrem Gesicht einen leidenden Ausdruck und öffnete, zu einem Eisklumpen erstarrt, die Tür.

„Ah", rief sie gedehnt und geriet auch schon in Zorn. „Uljana Sidorowna! Wo kommen Sie denn her?"

„Ich dachte schon, dich hat einer abgemurkst", dröhnte die wabblige Frau mit der Baßstimme und wälzte sich herein. Ihr welkes Gesicht war fett und rot, die weiße Haube auf dem Kopf durchnäßt, unterm Arm trug sie eine riesige Birkenrute und in der Hand einen Koffer. Sie bekreuzigte sich vor den Ikonen.

„Uff! Ich komm geradewegs aus dem Dampfbad. Muß doch mal die Witwe besuchen, hab ich mir gesagt, die arme Verwaiste. Gegen Mittag bin ich los, aber stell dir vor... Eine Schlange war da, fast einen Kilometer lang... Abscheulich! Was ist das für ein Leben, wann endlich werden diese Bolschewiken vom Erdbeben verschluckt?"

Schwerfällig ließ sich die Frau auf einen Sessel plumpsen und wischte sich mit dem Ärmel ihrer Wetterjacke das verschwitzte Gesicht.

„Mit wem hast du denn hier Tee getrunken? Wozu zwei Tassen? Und wie es nach Tabak stinkt! Ein Qualm, als wär da ein Brand. Du rauchst doch nicht etwa?"

„Doch", sagte die Witwe und bekam rote Ohen. „Der Verstorbene hat noch ein Päckchen hinterlassen... Aus Kummer rauch ich."

„Pfui... Tja. Der Herr hat dich heimgesucht. Woran ist er denn... Also auch der Pjotr Iwanytsch... Gott hab ihn selig! Ach, ach! Na, dann gieß mir Tee ein."

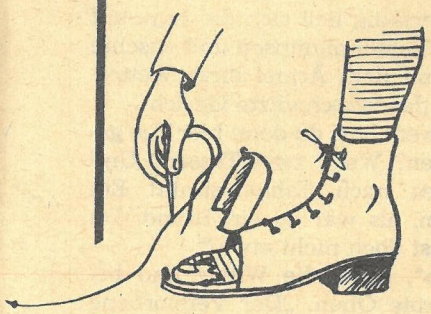
„Entschuldigen Sie", begann die

Fortsetzung auf Seite 41

Illustration: Karl Fischer

Wie ist die Welt leer für denjenigen, der seinen Weg als

Bleib' in den Stiefeln, Mensch! So lange als möglich. Wilhelm Raabe



Sándor Novobáczky / Ungarn

Motorisierte

Die Familien Kovács und Horvát hatten einen Kinobesuch verabredet. Abgemacht war, sich zehn Minuten vor der Vorstellung am Eingang zu treffen.

„Fahren wir mit dem Wagen?" fragte Frau Kovács ihren Mann. „Natürlich. Ich werde doch nicht mit der Straßenbahn bis ans andere Ende der Stadt gondeln."

„Meinst du? Aber Horváts haben kein Auto."

„Na und! Soll ich deshalb auch zu Fuß gehen?"

„Ist doch peinlich, wenn wir im Auto kommen und sie nicht", wandte Frau Kovács ein.

„Wieso peinlich? Habe ich das Auto denn geklaut?"

„Trotzdem: Hinfahren, das ginge noch, aber wenn wir dann im Auto nach Hause fahren und sie mit der Straßenbahn, das ist beleidigend."

„Du meinst, wir sollten sie nach Hause fahren?"

„Schon. Nur... sie wohnen an einem ganz anderen Ende der Stadt. Wir in Buda, sie in Lörinc."

„Dann fahren wir sie eben nicht nach Hause! Niemand kann von mir verlangen, daß ich mitten in der Nacht fünfzig Minuten durch die Stadt zuckle."

„Aber dann werden Horváts von uns verbreiten, daß wir kleinlich und unhöflich sind."

„Also ich übernehme eine solche Fuhre nicht! Ich muß morgen zeitig aus dem Bett!"

„Dann fahren wir nicht mit dem Auto!"

„Wir fahren doch mit dem Auto!" Er überlegte. „Ich parke in einer Nebenstraße..."

„Wenn bloß dieser umständliche Heimweg nicht wäre", meinte Kovács, während seine Hand in der Manteltasche den Zündschlüssel umklammerte.

„Habt ihr noch keinen Wagen?" fragte Horvát.

„Wie sollten wir uns das leisten können?" klagte Frau Kovács. „Uns geht's ja ebenso", sagte Frau Horvát. „Also dann... bis zum nächsten Mal!"

„In einer halben Stunde liegen wir schon im Bettchen", sprach Kovács zufrieden, während er den Wagen anließ. „Nur gut, daß ich nicht auf dich gehört habe!" Er schaltete den Scheinwerfer ein. In dem Wagen, der vor ihnen parkte, saß Horvát am Steuer, neben ihm seine Frau.

„Siehst du, sie hätten uns glatt hier stehen lassen!" sagte Kovács empört...

Gekürzt aus „Der gespaltene Direktor", Eulenspiegelverlag Berlin

Johannes Conrad

So ein Hund!

Den Bäumen tropfen die Nasen.
Auf jeden Fall seh ich das so.
Auf dem Pflaster vorm Konsum grasen
drei Krähen und krächzen roh.

Das ist ein erschütterndes Wetter!
Fast wie im letzten August.
Mein Dackel wird auch wieder fetter.
Na ja, das hab ich gewußt.

Wir sollten uns mehr bewegen,
der Dackel, aber auch ich.
Doch dieser Hund haßt den Regen.
Wenn er raus soll, haßt er auch mich.

So bleiben wir eben drinnen
im traulichen Wohngemach.
Da liegen wir dann und sinnen
still über das Leben nach.

Wir nähren uns dabei von kalten
Koteletts und von Wurst aus dem Rauch.
Aus diesem Grund haben wir Falten
auf der Stirn, doch auch um den Bauch.

Und wenn wir spazierengehen,
dieser dämliche Dackel und ich,
dann bleiben die Leute oft stehen
und flüstern: „Gott, ähneln die sich!"

Mir brennt der Vergleich wie Feuer
im Leib, und ich schäme mich sehr.
Doch mein Dackel, das Ungeheuer,
der schämt sich anscheinend noch mehr!

Aus: „Seh ich Butterblumen blühen", Eulenspiegel Verlag

Gang-Arten

Was nicht gehen will, dem muß man Beine machen. deutsch

Die Übereifrigen im Vorpreschen sind auch schnell im Rückzug. chinesisch

Ein dummer Kopf gönnt den Beinen keine Ruhe. russisch

Einem Faulen wächst der Weg unter den Füßen. jüdisch

Nach alter Tour

Das Wandern ist des Müllers Lust...
Die Nachbarn haben's längst gewußt
und sehn Herrn Müller wandern
von einer Frau zur andern.

Günter Gregor

Auf keinem Holzweg wollen wandern: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Auf dem Weg, auf dem man zu sich kommt, steht auch noch ein lästiges Spalier von Neugierigen, die wissen möchten, wie es dort aussieht.

Karl Kraus

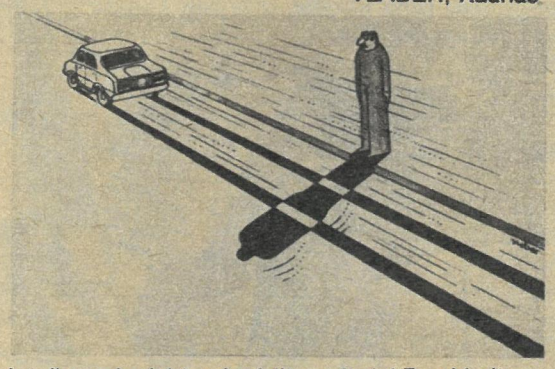
Sein Fingerspitzengefühl war bis in den Ellenbogen ausgebildet.
K. Baum

Arnaudov, Sofia

Schneider

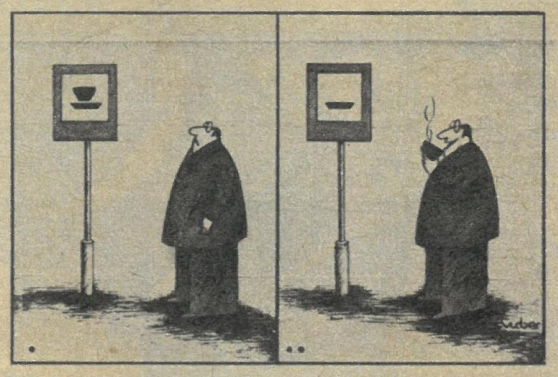
Übereilung tut nicht gut; Bedachtsamkeit macht alle Dinge besser.
Euripides

VLABER, Kaunas

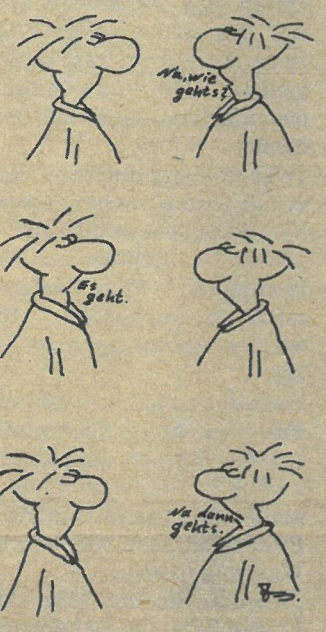


Ist dir noch nicht aufgefallen, wieviel Frechheit durch Unsicherheit zu erklären ist? K. Tucholsky

VLABER



Mit Laufen gewinnt man am meisten.



Bauske

Heutzutage rangiert das Gehen unter ferner liefen.
H. D. Schütt

Man geht nie so weit, als wenn man nicht weiß, wohin man geht. Robespierre

Einzelgänger geht. Gustave Flaubert

Warnschilder
Aufgestellt von H.-D. Schütt:
Wo jeder glaubt, der Größte zu sein, triumphiert der Durchschnitt.
Man sah ihm deutlich an, daß er vor dem Laufen das Kriechen gelernt hatte.
Er war konsequent: Auch den Holzweg ging er bis zum Ende.

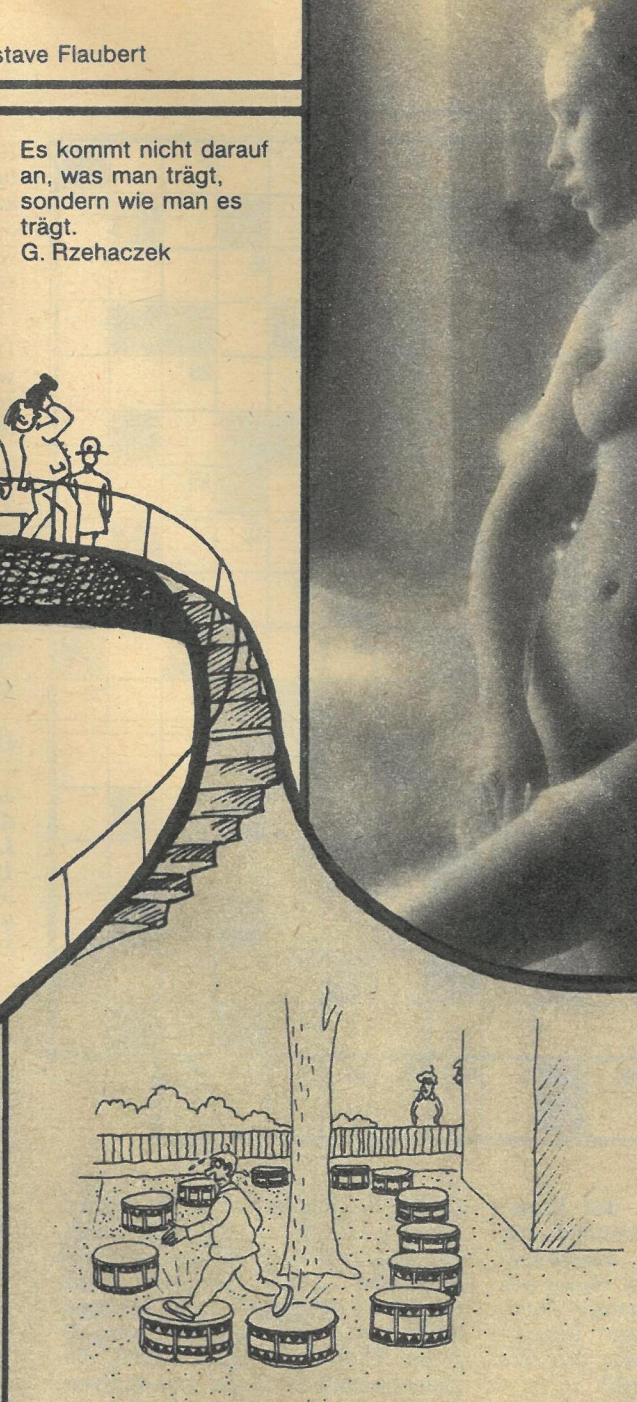
Es kommt nicht darauf an, was man trägt, sondern wie man es trägt.
G. Rzehaczek

2

Wochenspruch

Dünkel geht auf Stelzen.

Der-immer-aufgezogene-Fußgänger-Schneck von Nekrassow, Moskau

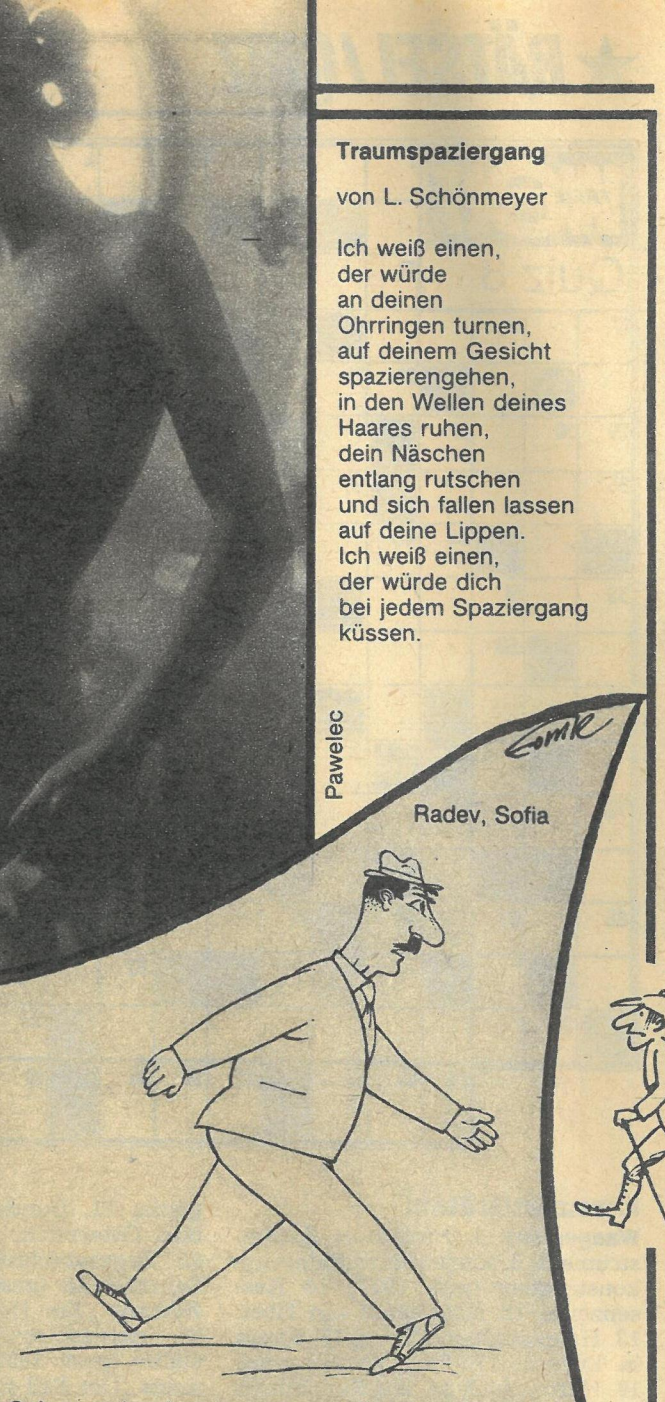


Steger

Traumspaziergang

von L. Schönmeyer

Ich weiß einen,
der würde
an deinen
Ohrringen turnen,
auf deinem Gesicht
spazierengehen,
in den Wellen deines
Haares ruhen,
dein Näschen
entlang rutschen
und sich fallen lassen
auf deine Lippen.
Ich weiß einen,
der würde dich
bei jedem Spaziergang
küssen.



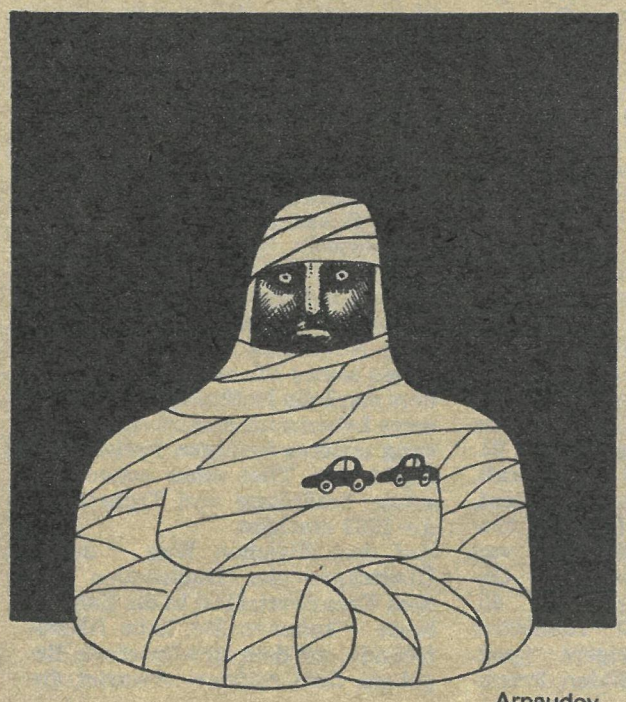
Pawelec

Comic

Radev, Sofia

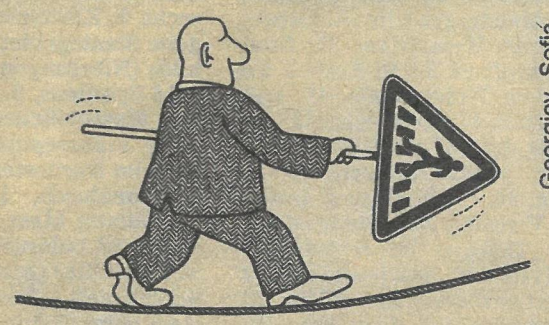
Gehen und wahrnehmen – was für eine köstliche Tätigkeit kann das sein! K. Koževniková

Dodal, Prag

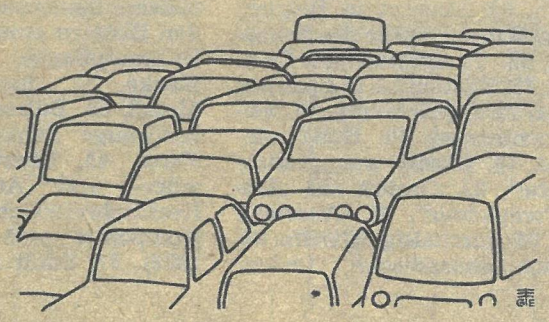


Arnaudov

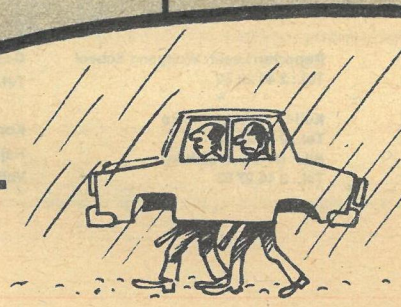
Wer niemals außer sich geriet, wird niemals gründlich in sich gehen. P. Heyse



Georgiev, Sofia



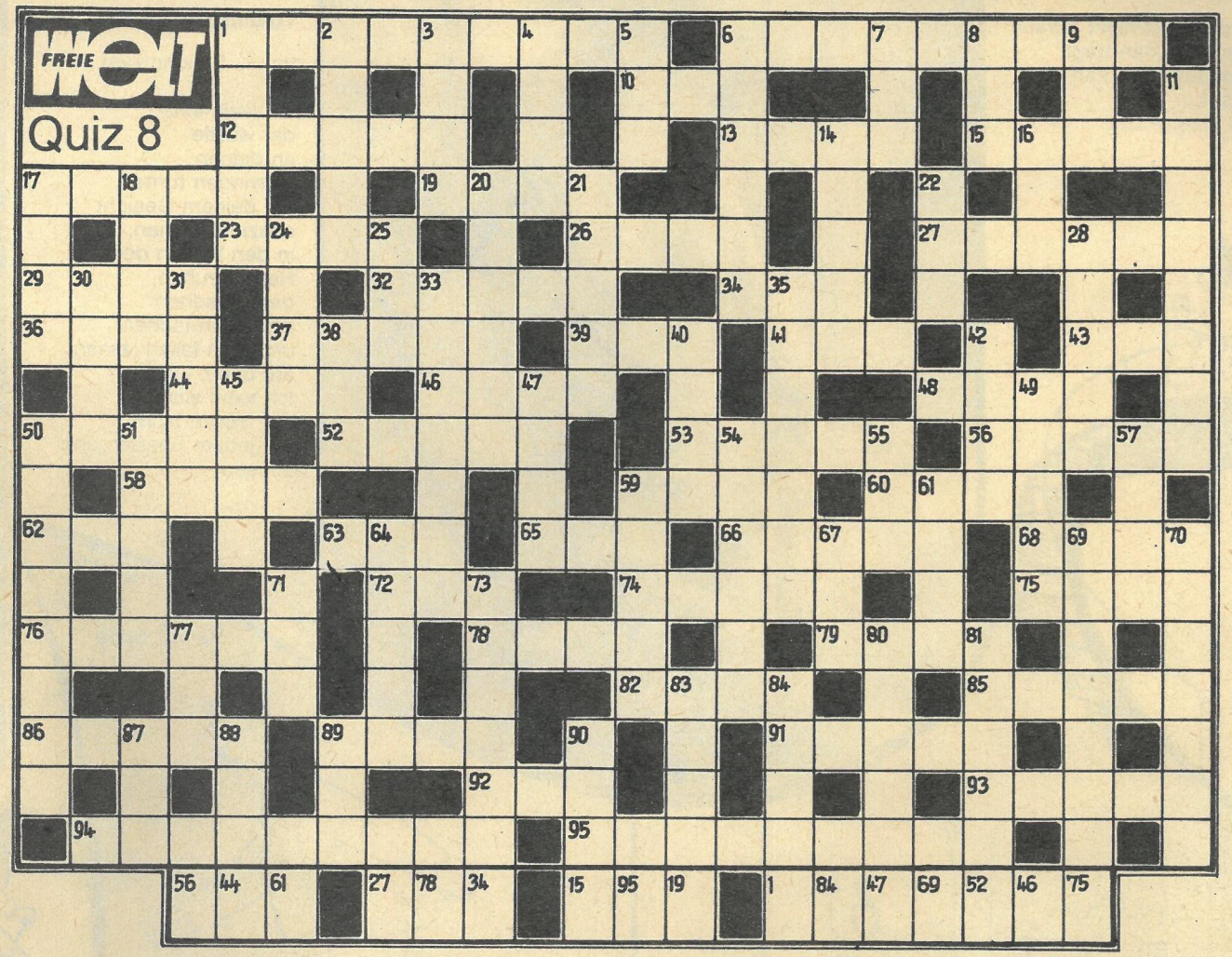
Man wird ja schließlich ganz verdattert,
Wenn's immer überall so knattert. W. Busch



Das Bedürfnis ist immer beschwerlich. Diderot

Vorsicht ist Wappnung gegen Rücksichtslose. Manfred Kubowsky

Die Natur ist ein sehr gutes Beruhigungsmittel. Anton Tschechow



Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 8 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 10. Mai 1989 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 11/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

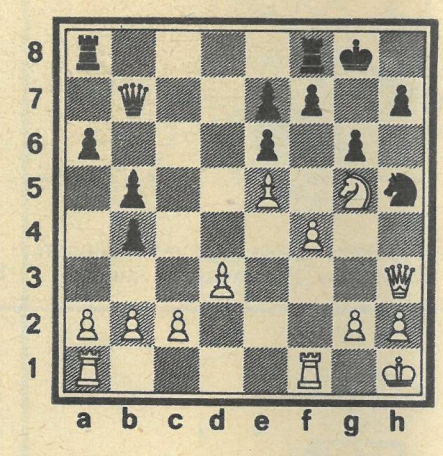
1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Schach

Wechselndes Geschehen

ENGLISCH, Toschkow (Bulgarien) – Lputjan (UdSSR), II. Open St. John, '88: **1. Sf3 Sf6 2. c4 g6 3. Sc3 d5 4. cd S:d5 5. Da4+ Ld7 6. Dh4 Lc6 7. Dd4 f6 8. e4 e5 9. Dd3 S:c3 10. dc Sd7 11. b4 b5 12. a4 a6 13. ab ab 14. T:a8 D:a8 15. Le2 Le7 16. 0-0 0-0 17. Sd2 Td8 18. Dh3 Sf8 19. f4 Da7+ 20. Kh1 ef 21. Sb3 Da2 22. Sd4 T:d4 23. cd D:e2 24. Df3 D:e4. Weiß gab auf.**

Auf dem gleichen Turnier, das Yasser Seirawan (USA) gewann, geschah in der Partie Polaczek-Stone (Diagrammstellung) **20. D:h5! Schwarz gab auf.**



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russisches Zupfinstrument, 6. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur (gest. 1977), 10. Kassenzettel, 12. Hauptstadt von Tibet, 13. Hauptstadt von Togo, 15. Strom in Europa, 17. Fall, Vorkommnis, 19. Kartenspiel, 23. aus Sanddünen bestehende Wüste, 26. organische chemische Verbindung, 27. russischer Frauenname, 29. Titel islamischer Gelehrter, 32. Staat im Himalaja, 34. Meistergrad im Judosport, 36. Staat in Westafrika, 37. finnisches Dampfbad, 39. SI-Einheit des elektrischen Widerstands, 41. Fußballstadion in 11. senkrecht, 43. aromatisches Aufgußgetränk, 44. Ritter der Artus-Tafelrunde, 46. Schwung, 48. Inselnehrung, besonders bei Venedig, 50. Kunstgattung, Art, 52. Tiefland im mittelasiatischen Teil der Sowjetunion, 53. Schallplattenmarke der DDR, 56. leicht getrübte Luft, Diesigkeit, 58. Stadt in Italien (am Esino), 59. Balken (österr.), 60. Stadt in Rumänien, 62. Bergweide, 63. Meeresraubfisch, 65. Badeort in Belgien, 66. Darstellungsaufgabe des Schauspielers, 68. Titelgestalt bei Erich Kästner, 72. Küstenfluß in Spanien, 74. Strick, 75. Bezeichnung, 76. weiter Herrenmantel, 78. Holzblasinstrument, 79. Gestalt aus „Kabale und Liebe", 82. Gestalt aus „Madame Pompadour", 85. Auswahl, Auslese, 86. kurzhalsige Giraffe, 89. phönikisch-kanaanäische Liebesgöttin, 91. Bundesland der Republik Österreich, 92. Gedichtform, 93. Tagesabschnitt, 94. russischer Schriftsteller (gest. 1841), Autor des Romans „Ein Held unserer Zeit", 95. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967), Autor des Romans „Der Fall von Paris".

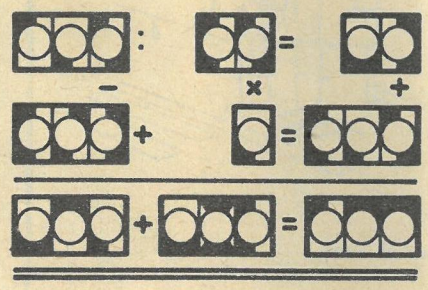
Senkrecht: 1. aus Südamerika stammendes Leichtholz, 2. Schlingpflanze, 3. Schwarzer Jura, 4. Vorname des Schriftstellers 95. waagerecht, 5. Klostervorsteher, 6. das eigene Staatsgebiet, 7. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 8. Nationalheld Spaniens, 9. elektrisch geladenes Masseteilchen, 11. Hauptstadt einer Volksrepublik in Europa, 14. Fluß im Nordosten Frankreichs, 16. Schwanzlurch, 17. Halbinsel im Schwarzen Meer, 18. Fell der Pelzrobbe, 20. belorussisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1942), Autor des Schauspiels „Paulinka", 21. Kaufstein beim Domino, 22. griechischer Buchstabe, 24. wohlriechende Blume, 25. gehörnte Antilope, 28. englischer Physiker (gest. 1945), 30. südamerikanisches Getränk aus den Blättern einer Stechpalme, 31. Unkrautpflanze, 33. Tatkraft, Stärke, 35. chemisches Element, Metall, 38. Bühnenaufzug, 40. kraterförmige Senke, 42. Oper von Verdi, 45. Überbleibsel, 47. Gewürz- und Arzneipflanze, 49. Rechtschreibbuch, 50. russischer Komponist und Dirigent (gest. 1936), 51. Stadt im Süden Frankreichs, 54. Frauenname, 55. schlangenförmiger Fisch, 57. dicker Saft, 59. alte deutsche Münze, 61. alte spanische Münze, 64. Hauptstadt im Süden Europas, 67. Währungseinheit in Albanien, 69. sowjetischer Bildhauer (gest. 1966), 70. Zeichenerklärung auf Landkarten, 71. Papagei, 73. Stadt in der Sowjetunion (am Don), 77. Eigenart, Gepräge, 80. Stadt in der Schweiz, 81. eine Fläche bedeckende Schicht, 83. männliches Haustier, 84. Schulstadt westlich von London, 87. Kreisstadt im Erzgebirge, 88. Nebenfluß der Saale, 89. Vorfahr, 90. Wendekommando auf Segelschiffen.

Zu den bekanntesten russischen Schriftstellern gehört der Erzähler und Schauspielverfasser Anton Pawlowitsch Tschechow, der im Jahre 1904 gestorben ist. Das Werk dieses Dichters beeinflußte nachhaltig die russische und europäische Novellistik und Dramatik. In vielen seiner Bücher kommt besonders stark die Hoffnung auf ein besseres Leben zum Ausdruck. Die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt den Titel einer sozialkritischen Erzählung von Tschechow, die 1883 erschien.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die

Raten und Rechnen

Jedes Kästchen bedeutet eine Ziffer; gleiche Kästchen bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



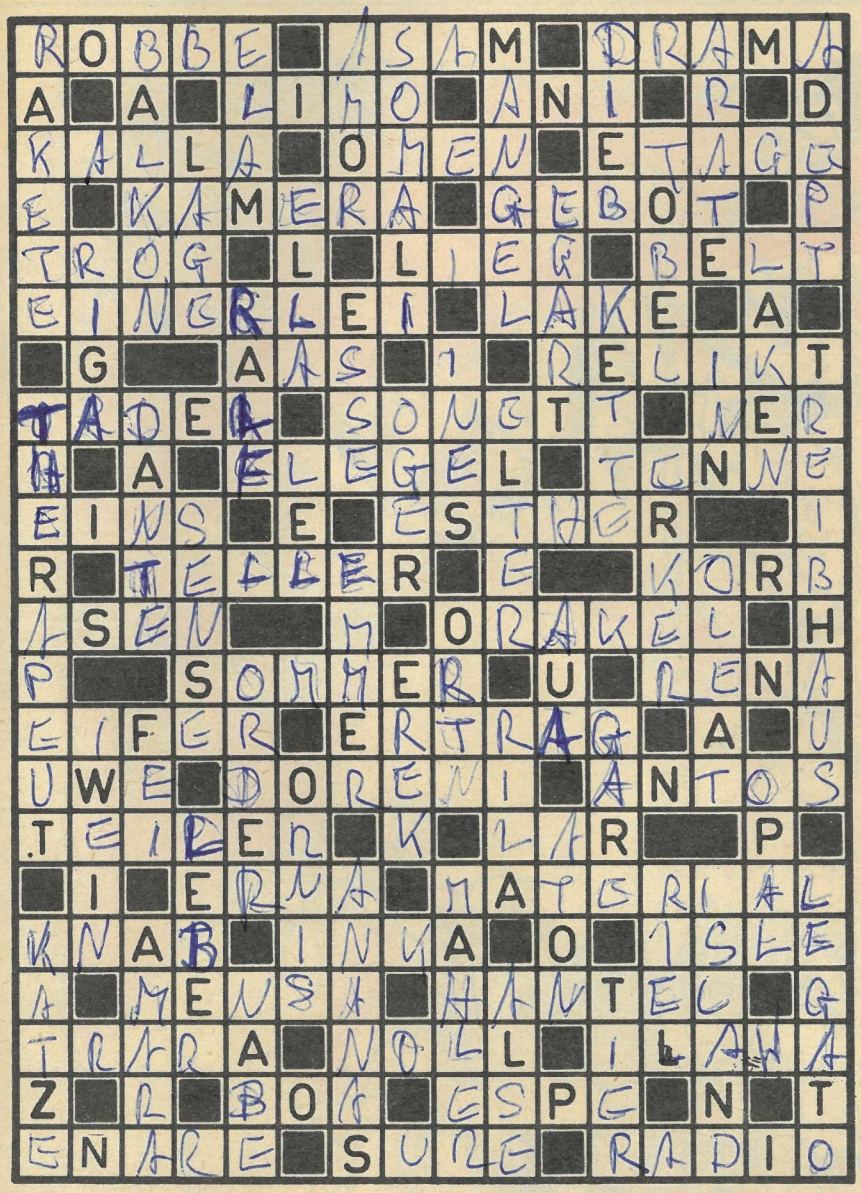
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

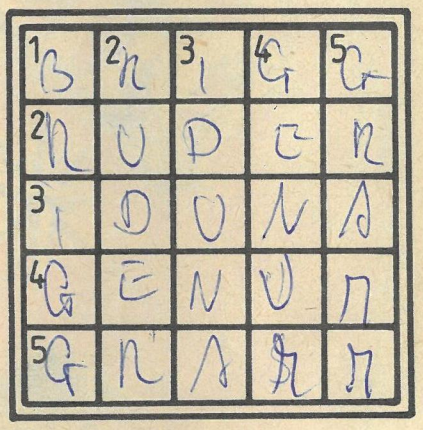
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Tauwerk als Einfassung eines Segels (seem.), 2. Ritter der Artusrunde, 3. Herrscherkaste im alten Peru, 4. Göttergeschlecht (german. Mythol.), 5. behandelnder Arzt, 6. Schöpfer der ungarischen Nationaloper, 7. Stockwerk, 8. Mittelhülse von Rädern, 9. weißhändiger Langarmaffe, 10. Frühgemüse und Blumenzucht, 11. im alten Ägypten die als Gott verehrte Sonnenscheibe, 12. bayrisches Künstlerbrüderpaar, das Meisterwerke der barocken Sakralkunst schuf, 13. Studentenspeiseraum, 14. kleine Waldschlucht, 15. Monotonie, Gleichförmigkeit, 16. unredlicher Mensch, 17. fester Scheunenboden, 18. alter nordischer Mehrpaartanz, 19. Vorzeichen, 20. Angehöriger eines Volkes im Osten Afrikas, 21. Lebewesen, 22. Erntegutbehältnis, 23. altorientalischer Staat, 24. Nebenfluß der Saale, 25. Arbeitsgegenstand, Stoff, 26. armenische Ruinenstätte (Türkei), 27. Schornstein, 28. Salz der Ölsäure, 29. starke Salzlösung, 30. Insel in Nordwesteuropa, 31. Meeressäugetier, 32. Kursunterschied (Bankw.), 33. Strom in Sibirien, 34. Gestalt aus der Oper „Schneeflöckchen", 35. Gestalt aus dem Roman „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 36. Zitterpappel, 37. Riese im französischen Märchen, 38. Vogelwelt einer Landschaft, 39. Autor des Romans „Kippenberg", 40. Hausvorbau, 41. Gliederverbindung, 42. Lernfreude, 43. Ostseemeerenge, 44. Bittermittel, 45. Gedichtform, 46. Stadt in Polen (Wojewodschaft Olstyn), 47. Halbedelstein, 48. Futterbehälter, 49. Speisefisch, 50. Gerät des Gewichthebers, 51. Bettuch, 52. Rundfunkempfänger, 53. Gallenflüssigkeit, 54. Liebesgott (griech. Mythol.), 55. Südfrucht, 56. Hauptstadt einer Sozialistischen Sowjetrepublik, 57. Schulzensur, 58. Göttin der Zwietracht (griech. Mythol.), 59. italienischer Dichter (gest. 1321), 60. rätselhafter Ausspruch, 61. Riesenschlange, 62. in der Statistik ein Elternteil, 63. Tierkadaver, 64. alkoholfreies Erfrischungsgetränk (Kurzw.), 65. Flugkörper, Geschoß, 66. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 67. Siedlung der Turkvölker, 68. Nebenfluß der Warta, 69. weibliches Haustier, 70. Jahreszeit, 71. Bühnendichtung, Schauspiel, 72. Aufmachung, hinter der nichts steckt, 73. ältere Kulturform des Weizens, 74. Schulstrafe, 75. Aufnahmegerät der Fotografen, 76. und 77. je ein Männername, 78. inneres Organ, 79. Gestalt aus der Oper „Die Afrikanerin", 80. Fehler, das Fehlen, 81. Laubbaum, 82. Befehl, 83. in geheime Künste Eingeweihter, 84. Zierpflanze, 85. Teil des Bruches (Math.), 86. manuelles Mahdgerät, 87. Situation, 88. Ansage eines Geldbetrags bei der Auktion, 89. Viehzüchter in der Mongolischen Volksrepublik, 90. Überbleibsel, Restvorkommen, 91. günstigster Zustand des Kulturbodens, 92. Teil des Eßgeschirrs, 93. Maifisch, 94. Gestalt aus der Märchenkomödie „Der Drache", 95. positives Ergebnis, Gewinn, 96. Kapitel des Korans, 97. österreichischer Komponist und Dirigent (gest. 1911), 98. Nebenfluß der Donau, 99. Frauenname (Kurzf.), 100. ungezogener grober Mensch, 101. deutscher Komponist (gest. 1951), 102. in der Musik das gebundene Spiel, 103. im Altertum einer der griechischen Hauptstämme, 104. schwedischer Name für den finnischen See Inari.

Magisches Quadrat

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

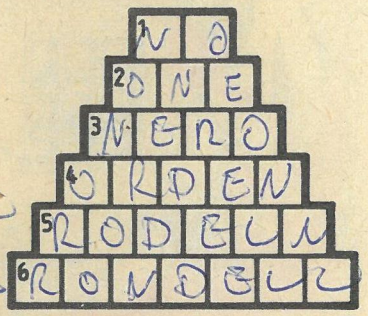
1. zweimastiges Segelschiff, 2. Gerät zum Fortbewegen von Booten, 3. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 4. Gesamtheit der vorhandenen Erbanlagen (Genetik), 5. Masseeinheit.



Rätselpyramide

Ausgehend vom ersten Lösungswort ist jeweils von Zeile zu Zeile ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln der nächste Begriff zu bilden:

1. klassisches japanisches Theater, 2. engl.: Eins, 3. altrömischer Kaiser, 4. hohe staatliche Auszeichnung, 5. das Schlitten fahren, 6. Rundbeet.



Auflösungen aus Heft 7/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Kapelle (38), Bora (18), Boa (17), Enter (24), Angel (6), Ring (54), Erato (25), Arzt (10), Nele (46), Geher (32), Mensa (42), Asen (11), Nadir (43), Amsel (3), Amati (2), Gei (33), Irene (37), Seele (56), Regel (50), Aula (14), Abtei (1), Regen (51), Stoa (59), Anna (7), Auber (13), Gent (34), Anapa (4), Stroh (60), Eta (30), Neon (45), Dreiser (20).

Senkrecht: Krain (39), Pegel (49), Lila (40), Ebro (21), Barbe (16), Ren (53), Angara (5), Herz (35), Eremit (26), Ton (62), Tunnel (64), Edam (22), Gamelan (31), Hue (36), Eris (28), Sage (55), Steg (58), Nagana (44), Dahl (19), Sieb (57), Lire (41), Reisen (52), Nero (47), Erg (27), Aragon (9), Tau (61), Esten (29), Traps (63), Atair (12), Note (48), Arad (8), Bake (15), Ehe (23).

Einer fehlt: E(k)loge – K(o)ralle – T(r)ester – O(d)ra – A(u)ster – T(a)ube – A(n)gora – Korduan.

Vorsetzrätsel: (B)alkan – (O)rade – (T)amara – (O)karina – (K)ralle –(U)rahne – (D)otter – (E)karté – Botokude.

Füllrätsel: 1. Renette, 2. Brenner, 3. Stretta, 4. Vorrede, 5. Sparren, 6. Gitarre.

Um die Ecke gedacht: Kopfgeld.

Zum Selbstbauen. Waagerecht: Stator, Asta, Angara, Kork, Etage, Pedro, Nase, Tantal, Rock, Tratte.

Senkrecht: Bank, Star, Tanker, Trara, Raabe, Ole, Tonart, Gas, Petit, Donna, Aloe, Elke.

Geschütteltes: Landratte.

Rätselpyramide: 1. Si, 2. Ise, 3. Seim, 4. Meise, 5. Misere, 6. Meister, 7. Striemen.

Raten und Rechnen:

559	–	174	=	385
:		+		–
13	×	12	=	156
43	+	186	=	229

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 5) aus Heft 5/1989

Waagerecht: 1. Rastral, 6. Musik, 9. Rienzi, 13. Note, 14. Opus, 15. Puccini, 16. Inder, 17. Harlem, 18. Canna, 20. Apis, 21. Emet, 23. Radon, 26. Epos, 29. Iwein, 32. Iltis, 35. Arno, 37. Ernani, 40. Litera, 41. Chante, 43. Rost, 46. Tarif, 48. Bach, 51. Niet, 52. Gatter, 54. area, 57. Ulanka, 59. Isel, 61. Taille, 64. Kura, 66. Oese, 68. Krone, 71. Orfe, 72. Traven, 73. Kornea, 74. Indien, 77. Elbe, 79. Stall, 82. Lemma, 84. Elsa, 87. Limit, 89. Colt, 92. Rune, 94. Irbis, 96. Delikt, 97. Erika, 98. Klemens, 100. Ene, 101. Etui, 102. Tief, 103. Kren, 104. Rosine, 105. Gatte, 106. Ressort.

Senkrecht: 2. Alu, 3. Tacho, 4. Anna, 5. Loipen, 6. Meise, 7. Sadko, 8. Kore, 9. Ruhe, 10. Isatin, 11. Nelke, 12. Immen, 15. Parsifal, 18. Chi, 19. Not, 22. Man, 24. Diele, 25. Naab, 27. Planke, 28. Sete, 30. Wirt, 31. Ilse, 33. Lea, 34. Ili, 36. Ocha, 38. Reti, 39. Auge, 42. Nias, 44. Otto, 45. tree, 46. Toto, 47. Reif, 49. Aura, 50. Claves, 53. Alkestis, 55. Reed, 56. Akte, 58. None, 60. Serum, 62. Arve, 63. Leim, 65. Urne, 67. Ekel, 69. Rat, 70. Nil, 75. Nacken, 76. Ill, 78. Lenker, 80. Auber, 81. Lesen, 82. Leder, 83. Melos, 85. Leist, 86. Arate, 88. Ismus, 90. Otte, 91. Teig, 93. Elfe, 95. Ines, 99. Ner.

Lösung: Reiter der Nacht

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Heike Hiller, Stahnsdorf, 1533

2. Preis:
75,– M Steffen Schmidt, Naumburg, 4800

3. Preis:
50,– M Gerd Kummerow, Rostock, 2500

4.–8. Preis:
je 25,– M Liselotte Rechling, Nauen, 1550; Waltraud Huck, Berlin, 1034; Lothar Gieseke, Blankenhain, 5304; Klaus Malek, Suhl, 6000; Martha Meister, Zwenkau, 7114.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Liebe Kinder! Gleich wird das Kommando „Leinen los!“ ertönen und die „Hispaniola“ auf ihre geheimnisvolle Reise gehen. Ihr wollt mit? Habt keine Angst vor Seeräubern und wilden Abenteuern? Schnell, klettert an Bord!

Nach dem weltberühmten Buch des Engländers Robert Louis Stevenson hat Andrej Nekrassow aus Moskau unsere neue Kinderserie gezeichnet. Alle Mann an Bord? Na dann: „Leinen los!“ Glückliche Reise! ***Eure Redaktion***

Tarelkins Tod

Fortsetzung von Seite 35

Witwe konfus und leicht gereizt. Ihr klapperten die Zähne. „Entschuldigen Sie, Uljana Sidorowna… Ich kann Ihnen heute keinen Tee vorsetzen… Würden Sie bitte ein andermal kommen, Uljana Sidorowna?“

„Wieso kannst du nicht?“ Die Besucherin nahm die feuchte Haube ab und warf sie auf den Tisch. Ihre in Fett gebetteten brauenlosen rötlichen Äuglein funkelten auf.

„Ich gehe jetzt schlafen, Uljana Sidorowna, ich muß morgen in aller Hergottsfrühe raus, damit ich zum Morgengottesdienst auf dem Friedhof bin, Uljana Sidorowna, zur Totenmesse…“

„Na wunderbar“ unterbrach sie die Besucherin. „Ich übernachte bei dir. Und komm mit zur Totenmesse.“

Die Hausfrau erzitterte vor Wut. „Nein, nein, das ist unmöglich, Uljana Sidorowna!“

„Ich bin fünfundfünfzig Jahre Uljana Sidorowna! Hast du den Verstand verloren? Wieso ist das unmöglich?“ Uljana Sidorowna goß sich Tee ein. „Ich schlafe hier auf dem Sofa… Keine Bange, ich eß dich nicht arm, ich hab selber was mit… Oi, hatte ich einen Durst, mir brennt richtig die Seele.“

Ächzend beugte sich die Besucherin unter den Tisch, holte einen Bastwisch mit Seife aus dem Köfferchen, schmutzige Wäsche, eine Flasche Selbstgebrannten, zwei Eier, einen Hering und einen Brotkanten.

„So, schön wär dazu noch 'ne Zwiebel!“

Inzwischen hatte der Verstorbene ein Loch in den Sack genagt und hielt begierig sein Ohr daran, das behaart war, als wäre es ein Schaffellhandschuh.

„Ich bin verloren… verloren…“

Doch da knarrte die Luke, ein Lichtbündel fiel herab, und der Verstorbene hörte jemand atmen.

„Petruscha…“

Aus dem Loch blitzte für einen Moment ein stechendes Auge, dann wurde es von einem Mund abgelöst.

„Wer? Ein Überfallkommando?“ zischte der Mund und machte sogleich wieder dem Ohr Platz.

Da ertönte eine fremde Stimme und das Knarren von Stufen.

Ohr, Auge und Mund verschwanden, der Verstorbene krümmte sich zusammen, drückte sich in die Ecke und hielt den Atem an.

„Wo wollen Sie denn hin! Wohin?“ zischte die Hausfrau. Doch der Verstorbene verstand kein Wort. „Können Sie nicht oben bleiben?“ Dann herrschte Stille.

Das Ohr und dann das Auge drängten sich wieder ans Loch.

Erleichtert holte Pjotr Iwanytsch Luft und bekreuzigte sich: Sie sind wohl weg! Ihn befiel ein so heftiges Zittern, daß es den Sack hochriß und er nach allen Seiten tanzte.

Eine geschlagene Stunde war vergangen. Was ist nur passiert, warum kommt die Frau nicht, vielleicht ist sie schon verhaftet? Pjotr Iwanytsch kroch aus dem Sack, tastete sich durchs Dunkel.

Er kletterte die Stiege hoch und spähte mit einem Auge durch einen hellen Spalt in der Luke. In seinem Gesichtsfeld blinkte der Samowar, daneben sah er Tassen und dicke rote Arme. Pah! Das war doch die alte Uljana. Und Selbstgebrannter. Vielleicht sollte er rauskriechen und alles beichten? Aber wenn plötzlich doch ein Überfallkommando käme und er vor den Augen des Weibes in den Sack steigen müßte – sie würde ihn bestimmt verpfeifen. Nein, er mußte abwarten.

„Trink“, sagte die Alte zu seiner Frau und schob ihr die Tasse hin.

„Wird das nicht zuviel?“ entgegnete diese mit trunkener Stimme.

„Ich bin's doch nicht gewöhnt. Der Selbstgebrannte ist mächtig stark.“

„Fürs Seelenheil des Verblichenen… Obwohl er's nicht verdient hat… Na ja, Gott schenke ihm ewigen Frieden“, sagte die Alte und trank.

Pjotr Iwanytsch spuckte aus und zischte: „Verrecken sollst du und ohne Beichte!“

„Mach kein solches Gesicht“, sagte die Alte. „Gott sei Dank, daß er gestorben ist. Ein Säufer war er, Gott hab ihn selig.“

„Nein, nehmen Sie mir's nicht übel, aber er ist gut“, wandte die Witwe ein und trank.

„Gut? Der größte Messerstecher war der Verstorbene… Der größte Saufbold. Alle Sänger sind Säufer. Ich kenne ihn von Kind an. Ein Stromer, ein alter Saufsack war er, möge Gott ihm verzeihn…“ Pjotr Iwanytsch biß sich auf die Zähne und ballte die Faust. Ein Miststück, die Alte! dachte er. Seine Augen brannten vor Haß, seine Seele brannte vor Gier nach einem Schluck zu trinken. Er blickte scharf und raubgierig, wie ein Habicht.

„Dieser Verbrecher schuldet mir noch siebeneinhalb Rubel! Ha, ein feiner Eheliebster!… Da er nun schon verreckt ist, Friede seinem Haupt in aller Ewigkeit. Aber eines will ich dir sagen, du Waise. Einmal, schon angeheitert, hat er mir erklärt: ‚Ach, Uljana Sidorowna, ich hab sie satt, meine Frau, such du mir 'ne mollige Dame aus dem Kaufmannsstand oder aus der höheren Geistlichkeit.‘“

Pjotr Iwanytsch stieß mit dem Scheitel an den Lukendeckel und zischte durch die Zähne. „Laß bloß die Revolution vorbei sein, dann schlag ich dich zum Krüppel, du verdammtes Weib!“

Die Hausfrau preßte ein Tuch an die Augen und begann bitterlich zu weinen. Die Alte griff nach der Flasche.

O weh, die säuft alles aus, dachte der Entschlafene gierig. Doch nachdem die Alte zwei Tassen vollgegossen hatte, stellte sie die leere Flasche beiseite und zog eine neue aus dem Koffer.

„Laß uns lieber schlafen gehen“, sagte die Hausfrau unter Tränen.

Pjotr Iwanytsch fror, in seinem in den Nacken gelegten Kopf drehte sich alles, der Rücken wurde ihm steif. Und schrecklich gern hätte er vom Selbstgebrannten getrunken. So eine dumme Situation! Der Teufel hatte ihn geritten, daß er sterben mußte! Unmittelbar unter der Decke auf der Treppe sitzend, streckte er die Hände in die Ärmel, nickte zweimal kurz ein, dann hatte ihn der Schlaf endgültig überwältigt.

Als der Verstorbene die Auge wieder aufschlug, war alles still. Er hob den Lukendeckel an. Vor den Ikonen brannte das Lämpchen. Er steckte seinen zerzausten rotblonden Kopf ins Zimmer und hob vorsichtig den Fuß, um nach oben zu klettern.

Plötzlich drang ihm ein herzzerreißender Schrei durch Mark und Bein. Mit heiserem Gebell, kreischend und schreiend, schlotterte die dickhüftige Alte an ihm vorbei. Alles riß sich von seinem Platz los und fegte vorüber: Tisch, Samowar, Fenster…

Die Alte galoppierte durch die mondhelle Nacht, hinterdrein der Tote. Mit einem „Huch!“ stürzte die Alte. Der Tote, in vollem Schwung, stürzte über sie.

„Uljana Sidorowna! Liebste!… Ich bin's, Tarelkin! Geben Sie mir Selbstgebrannten!“

Die Alte heulte auf und schrie, und mit ihr schrie die ganze Welt.

Der Verstorbene stieß ihr die Faust in den versoffenen Altweiberschlund.

„Uljana Sidorowna! Engel…“ Er packte die Alte an der Kehle. Die Alte warf die dicken Beine gen Himmel, streckte sich und begann zu röcheln.

Schnell weg von hier…

Der Tote stürzte los – flog durch die Luft wie ein Vogel. Hinter ihm drein Pfiffe, Geschimpf, Schreie: „Haltet ihn, haltet ihn!“ Alles kippte um und begann sich zu drehen: der Kohl, die Beete, der großäugige Mond, die brüllende Menschenmenge – auch ein rotes Roß sprengte laut lachend vorüber.

Pjotr Iwanytsch war im Vorhaus. Er packte das schwere Beil und duckte sich: Wenn schon draufgehen, dann richtig.

Dem ersten – trrach – übern Kopf, dem zweiten – trrach. Sie ergriffen und fesselten ihn.

„Jungs, stellt ihn an die Wand! – Wie denn, ohne Gericht? – Ohne… Er ist ja tot.“

Visagen, Visagen, Visagen, tausend Gewehre zielten auf seine Brust.

„Feuer!“ – Eine Salve kracht.

Krachend war die morsche Stufe abgebrochen, auf der Pjotr Iwanytsch unter Alpträumen geschlafen hatte, er purzelte in einen leeren Krautbottich, wurde sofort wach und starb augenblicklich vor Schreck wirklich und wahrhaftig.

Am 13. Dezember vergangenen Jahres stellten Sie in Washington eine Studie über die NATO in den 90er Jahren in einer Pressekonferenz des Streitkräfteausschusses im Repräsentantenhaus vor. Sie mußten ihr gleich noch ein Postskriptum hinzufügen. Was war geschehen?

Die Geschichte hatte uns eingeholt. In seiner Rede vor der UNO-Vollversammlung am 7. Dezember vergangenen Jahres kündigte Michail Gorbatschow einseitig Truppenreduzierungen um 500 000 Mann und den Abzug von 10 000 Panzern an. Und die anderen Staaten des Warschauer Vertrages folgten diesem Beispiel. Wir begrüßten in unserem Postskriptum diesen Übergang der Streitkräfte des Warschauer Paktes zu einer eindeutig defensiven Position. Damit der Prozeß der Rüstungsreduzierung vorankommt, muß die NATO nun mit dieser Initiative gleichziehen. Die Sowjetunion hat eine drastische Entmilitarisierung Europas eingeleitet. Nun ist es an der NATO, den politischen Willen dazu ebenfalls erkennen zu lassen. Wir haben die Chance, die Verteidigungslasten, die uns alle drücken, zu lindern, ohne dadurch unsere nationale Sicherheit in irgendeiner Weise zu gefährden.

Ihr Dokument weist nach, unter welch starken Druck George Bush innenpolitisch durch das größte Haushaltsdefizit in der Geschichte der USA und außenpolitisch durch die permanenten Friedensinitiativen der Staaten des Warschauer Vertrages geraten ist. Wie stellen Sie sich für die nächste Zeit die Fortschritte im Abrüstungsprozeß vor?

Ich meine, daß es uns gelingen muß, den kalten Krieg als ein schwerwiegendes Hindernis im Zusammenleben der Völker endgültig zu überwinden. Und dafür ist das politische und geistige Klima so günstig wie noch nie in den letzten vier Jahrzehnten. Eine drastische Reduzierung der Streitkräfte in Europa könnte diesen Prozeß voranbringen. Wir hatten in unserer Studie deshalb empfohlen, innerhalb der nächsten sechs Monate fünf Prozent der Bodentruppen beider Staaten aus Mitteleuropa abzuziehen. Das entspräche etwa 10 000 amerikanischen und 20 000 sowjetischen Soldaten. Nun will Gorbatschow einseitig bis 1991 die Mannschaftsstärke um 50 000 reduzieren. Besonders wichtig erscheint uns ein zweiter Punkt. Wir schlagen eine Modernisierungspause der nuklearen Rüstung vor, während der alle Tests und die Stationierung zusätzlicher Kernwaffen untersagt werden. Dies könnte die Gespräche über Truppenreduzierung in Wien voranbringen. Schließlich erwarten wir von der NATO, sich von der Strategie der atomaren Abschreckung loszusagen und zu einer Militärdoktrin der „defensiven Dominanz" überzugehen. Erst wenn beide Seiten in ihrem Vermögen zu Offensivangriffen eingeschränkt sind, wird das Vertrauen wachsen und der Friede sicherer sein. Unser Bericht würdigt die sowjetischen Initiativen in diesem Prozeß und kritisiert die NATO für ihr seltsames Zögern, eine Vision von einer Welt mit weniger Waffen anzubieten. Die Modernisierungspläne der NATO für die taktischen Kernwaffen in Europa mit Reichweite um 500 Kilometer, die Entwicklung von sogenannten Abstandswaffen, die von Flugzeugen gestartet, die westlichen Gebiete der UdSSR erreichen können, sind unvereinbar mit dem von unseren Instituten vorgeschlagenen Konzept.

Wie entstand die Dokumentation Ihres Instituts, und welche Möglichkeiten sehen Sie, Ihre Vorstellungen von einer friedlicheren Welt mit weniger Soldaten und weniger Waffen durchzusetzen?

Man bezeichnet unsere Institute im militärischen Jargon als Denk-Panzer oder Denk-Fabriken. Doch der Report über die Anpassung der NATO an die Notwendigkeiten der 90er Jahre sollte keine erdachte Fiktion werden. Unsere Einschätzung der Kräftepotentiale in Ost und West basiert auf Befragungen von 69 Persönlichkeiten. Ehemalige NATO-Kommissare, Vertreter des State Department, des Verteidigungsministeriums und des Nationalen Sicherheitsrates sowie Mitglieder von verschiedenen Organisationen sagten uns ihre Meinung. Darunter waren auch Wissenschaftler so berühmter Hochschulen wie der Harvard University, des Massachusetts Institute of Technology und der Georgetown University.

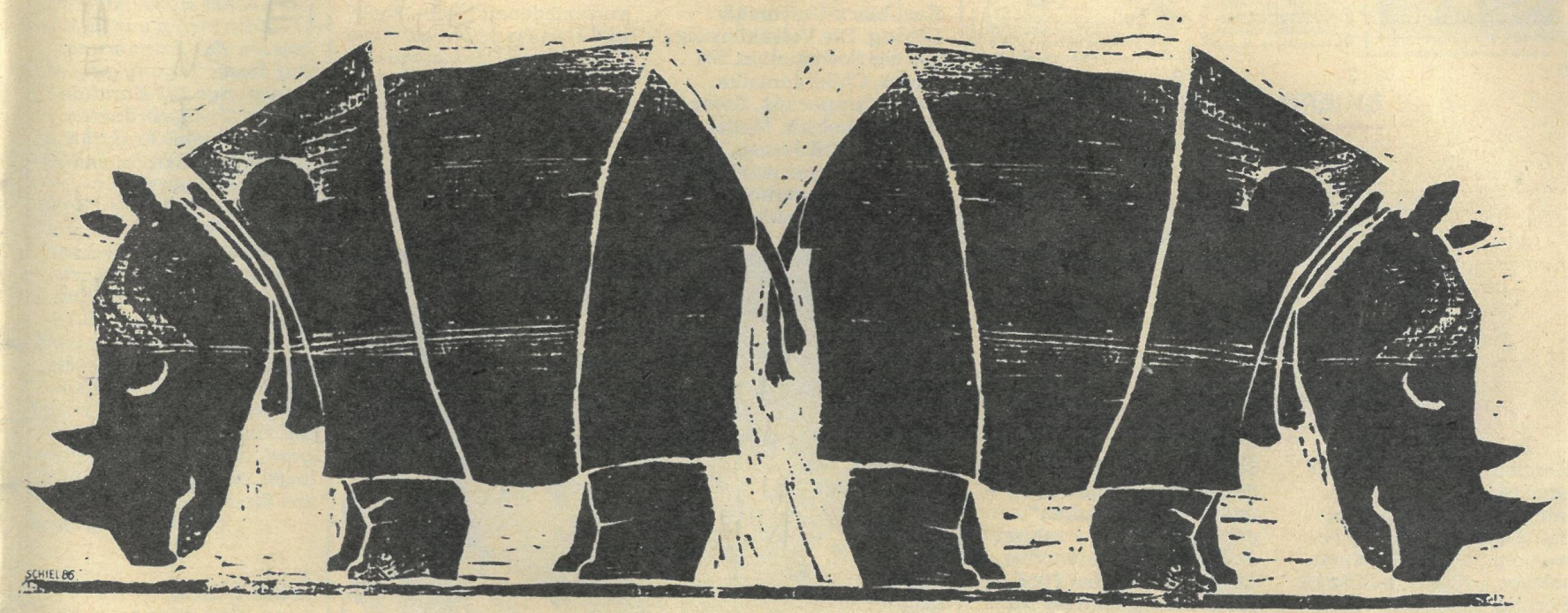
Was nun die Durchsetzung unserer Ideen, den Einsatz eines Teils der eingesparten Mittel für den Umweltschutz, die Förderung alternativer Technologien der Energiegewinnung und die Unterstützung der Entwicklungsländer betrifft, so haben wir keine Illusionen. Die Friedensbewegung unseres Landes muß die öffentliche Meinung beeinflussen, für ihre Ideen gewinnen und begeistern, um Druck auf die Regierung ausüben zu können. Einen anderen Weg gibt es aus meiner Sicht nicht. Und wir haben doch schon Erstaunliches erreicht. In den Friedensbewegungen der USA und Europas artikulieren viele Berufsgruppen ihr Unbehagen über den gegenwärtigen Zustand der Welt. Lehrer, Ärzte, Wissenschaftler und Informatiker leisten dabei ganz spezifische Beiträge. Sehr aktiv sind auch die Frauenbewegungen und ökologisch motivierte Gruppierungen. Sicher gibt es Kontroverses, und doch macht es viel Sinn, über die wichtigste Sache der Welt zu debattieren. Die Sehnsucht der Menschen auf eine friedliche Perspektive hat doch schon viel bewirkt. Oder glauben Sie, daß Ronald Reagan, der jahrelang vom „Zentrum des Bösen" und vom „Feind im Osten" sprach, ohne diesen Druck den INF-Vertrag zur Beseitigung aller Mittelstreckenraketen unterzeichnet hätte?

Dr. Paul F. Walker (Foto oben) leitet das Institut für Frieden und internationale Sicherheit (IPIS) in Cambridge, Massachusetts. Im zurückliegenden USA-Wahlkampf machte er sich als außenpolitischer Berater des afroamerikanischen demokratischen Präsidentschaftskandidaten Jesse Jackson einen Namen. Walker ging 1969 zur US-Army, wo er zum Übersetzer für Russisch und zum Aufklärungsspezialisten ausgebildet wurde. An der Johns Hopkins University School studierte er internationale Beziehungen und promovierte 1978 am Massachusetts Institute of Technology (M.I.T.) in Politologie. Danach lehrte er an der Harvard University. 1979 übernahm er die Leitung der Forschungsabteilung für Rüstungskontrolle der „Union besorgter Wissenschaftler" und koordinierte die Friedensbewegung „Freeze" (Einfrieren) an den USA-Universitäten. Ende vergangenen Jahres stellte Dr. Walker eine von seinem Institut sowie dem Institut für Ressourcen und Sicherheitsstudien (IRSS) erarbeitete Denkschrift vor: „Neue Richtlinien für die NATO: Wie sich das Bündnis auf die Erfordernisse der 90er Jahre einstellen kann." Mit Dr. Paul Walker sprach unser Mitarbeiter Utz Hoffmann.

Nun hat Ihr Land ja einen neuen Präsidenten. Und sicher ist der Zeitpunkt Ihrer Vorschläge zu dessen Amtseinführung nicht zufällig. Was meinen Sie, wie die neue Administration reagieren wird?

Sie haben recht. Wir hoffen, daß unsere Studie so etwas wie ein Katalysator sein könnte. Die von uns interviewten Experten sind wie ich zuversichtlich. Unserem Staatshaushalt fehlen 200 Milliarden Dollar. Die können nur im Verteidigungshaushalt eingespart werden. George Bush hat seinen Wählern ja nachdrücklich versichert, die Steuern nicht zu erhöhen. Bei Truppenreduzierungen in Europa ließe sich schon viel Geld sparen. Bedenken Sie nur, daß jeder Soldat in Europa unserem Land im Jahr rund 100 000 Dollar kostet. Auch andere kostspielige Objekte wie zwei Flugzeugträger und neue strategische Bomber erhöhen nicht die Sicherheit unseres Landes und kosten Unsummen. Anstatt für Milliarden

Bei Ihnen sagt man leben und leben lassen.



Wir nennen das friedliche Koexistenz.

Michail Gorbatschow, Interview für die USA-Zeitschrift „Time", August 1985

neue offensive Kampfpanzer anzuschaffen, könnte man durch vergleichsweise „billige" intelligente Abwehrwaffen den defensiven Charakter der Streitkräfte betonen. Zudem dürfen Sie auch unsere sozialen Probleme nicht übersehen. Nicht nur die von mir genannten Berufsgruppen sind besorgt. Zunehmend erhält die Friedensbewegung in den USA Unterstützung aus der Industrie- und Finanzwelt. Eine Gruppe von Börsenmaklern der Wallstreet von nationalen und internationalen Unternehmern steht in Opposition zu unserer gegenwärtigen Wirtschaftspolitik. Auch sie meinen, daß das Haushaltsdefizit zu hoch sei, sind besorgt über Arbeitslosigkeit und Drogenmißbrauch. Die Wirtschaftslage in den USA ist nicht durchweg rosig. Viele Betriebe haben Probleme, die Rüstungskonzerne mit ihren Milliardenprofiten und der großen Lobby ausgenommen.

Sie haben in den letzten Jahren an Friedenskongressen der Naturwissenschaftler-Initiative und der Gewerkschaften der BRD teilgenommen. Sehen Sie eine besondere Verantwortung der beiden deutschen Staaten im Entspannungsprozeß?

Die Konzentration von Soldaten und Waffen auf den Territorien der BRD und der DDR gilt bei uns als ein Symbol des kalten Krieges. Deshalb begrüßen wir auch die Ankündigung einer Truppenreduzierung in der DDR. Jetzt, da der Konfrontationskurs zu Ende geht, würden wir uns über das Gelingen, in Mitteleuropa atom- und chemiewaffenfreie Zonen zu installieren, sehr freuen. Über die kürzlich angelaufene Produktion von binären Chemiewaffen ist die Friedensbewegung in den USA sehr besorgt. Deshalb hoffen wir, daß nach dem Abzug der veralteten C-Waffen die Bundesrepublik keine Einwilligung für die Stationierung der weiterentwickelten Chemie des Todes gibt. Auch die Vision vom gemeinsamen Haus Europa vom Atlantik bis zum Ural ist eine begrüßenswerte Evolution. Sie kann das Klima zwischen Ost und West verbessern, ökonomische Beziehungen stimulieren und die Reisemöglichkeiten in beide Richtungen erleichtern.

Vom „Krieg der Sterne" hört man in letzter Zeit weniger. Wie sehen Sie die Perspektiven des SDI-Programms?

Ronald Reagens „Traum", man könne das gesamte Territorium der USA gegen Atomraketen abschirmen, wird, so meine ich, in den nächsten drei bis vier Jahren sterben. Er kostet unser Land wahnsinnig viel Geld, bringt keine Sicherheit und schafft nur Mißtrauen. Der neue Präsident scheint mir vernünftiger und mehr praktisch veranlagt zu sein. Zudem gibt es genügend zivile Herausforderungen. Mercedes, BMW und Honda sind bei uns Synonyme für deutsche bzw. japanische Wertarbeit. Da haben wir viel aufzuholen. Mit einem Flugzeugträger kann man schlecht in den Urlaub fahren, obwohl er sich vielleicht zu einem Ferienschiff konvertieren ließe. Mehr als eine Billion Dollar wurden im Jahr 1988 weltweit für Rüstung ausgegeben. Etwa ebenso groß ist die Verschuldung der Entwicklungsländer. Schon mit jährlich 150 Milliarden Dollar, so meinen manche Experten, könnte man die meisten Probleme der Menschheit langfristig lösen. Der Weg dorthin führt einzig über politische, wirtschaftliche und menschliche Kontakte auf allen Ebenen. Nur so können wir Vertrauen finden und geben, uns endgültig von den Klischees alter Feindbilder trennen.

Foto: D. Steinberg; Plakat: Alex Schiel

1

2

3

4

BRIEFMARKEN-GALERIE

5

Das Weberwiesen-Hochhaus

Können Sie sich vorstellen, per Post auf einer Karte mitgeteilt zu bekommen, daß Sie eine Wohnung gewonnen haben? Mit einem solchen Beleg verblüffte ein Berliner Philatelist auf Ausstellungen die Besucher. Dieses zeitgeschichtliche postalische Original ist nach fast vierzig Jahren eine Erinnerung daran, welche Dimensionen der Wohnungsbau als Kernstück des sozialpolitischen Programms in der DDR eingenommen hat. In dieser Zeit wurden über viereinhalb Millionen Wohnungen gebaut oder rekonstruiert. Das Thema Wohnungsbau spiegelt sich bereits vielfältig im DDR-Briefmarkenbild wider. Den Anfang machte 1945 die Berliner Bärenausgabe. Der Bär aus dem Stadtwappen machte sich als „Aufbaubär" flugs ans Werk, um Trümmer wegzuräumen und Häuser aufzubauen. Eine andere Ausgabe dieser Zeit zeigt düstere Häuserruinen, vor denen sich jedoch ein Eichenbäumchen zu recken beginnt, ein Symbol des Neubeginns (Abb. 3). Die Anfänge des Nationalen Aufbauprogramms werden in einer Serie vom 1. Mai 1952 dargestellt. Die sogenannten „Aufbaumotive" (Abb. 2) zeigen Zimmerleute beim Dachstuhlbau, Maurer im damals propagierten Dreierverfahren, Bauleiter und Bauarbeiter mit dem Bauplan – alles vor dem Hintergrund der heute symbolhaft wirkenden ersten neuen Häuser an der Berliner Weberwiese.

Von 1952 bis zur Gegenwart findet der Sammler auch unter „Alltagsmarken" – den Dauerserien – zahlreiche Wohnungsbaumotive. Es beginnt mit den Fünfjahrplanausgaben bis zur heute gebräuchlichen Serie „Sozialistischer Aufbau", zum Beispiel mit Ansichten von Gebäuden auf der Fischerinsel (Abb. 4) und dem Leninplatz in Berlin. 1969 erschien zum Jubiläumstag der DDR eine Reihe mit zwölf Panorama-Ansichten von der Neugestaltung verschiedener Stadtzentren (Abb. 5). Vermerkt werden soll noch der nicht immer glückliche Entwurf dieses Sujets, wie sie gerade diese monotone Ausgabe zeigt. Weitere Motive findet man auch unter Sondermarken, wie Messemarken, Emissionen zu Stadtjubiläen (Abb. 1), usw. Marken mit Darstellungen über Instandsetzung und Aufbau von Kulturstätten wie das Leipziger Gewandhaus, die Dresdner Semperoper wären ein weiterer lohnenswerter Abschnitt in solch einer thematischen Sammlung. Abschließend sei gesagt, daß es ein ergiebiges Gebiet ist, Philatelie und Heimatgeschichte zum Thema „Wohnungs- und Städtebau" zu verknüpfen, wenn man rechtzeitig auf die Idee kommt, die sich im Markenbild widerspiegelnde Entwicklung eines entsprechenden Zentrums zu verfolgen. Dies gelang schon in hervorragender Weise über Halle-Neustadt, Berlin und Leipzig.

Henri Hamann

Inter-Nationaltanz

Dem Leipziger Publikum, gewöhnt an internationales Fluidum, wurde Anfang des Jahres ein Leckerbissen besonderer Art geboten. Mitglieder zweier Künstlertruppen mit internationaler Besetzung wetteiferten um die Gunst der Zuschauer, das Ensemble „Rhythmen der Freundschaft" von der Moskauer Lumumba-Universität und das Studentenensemble „Solidarität" der Karl-Marx-Universität Leipzig. Die Volkskünstler aus der Sowjetunion, Sri Lanka, Chile, Jamaika, Peru, Kampuchea, Kamerun, Kolumbien, Madagaskar, der VDR Jemen, Zypern und Nepal waren von ihrem Schwesterkollektiv eingeladen worden, um getauschen, Ideen für die künftige Zusammenarbeit zu entwickeln. Das gemeinsame Programm in der Musikalischen Komödie unter dem Titel „Rosen im Februar" bildete den Höhepunkt des Besuches. Während die Mitglieder der Moskauer Truppe alle von einer Universität kommen, setzt sich das Leipziger Ensemble, das etwa dreimal so stark ist, aus Kräften von verschiedenen Hoch-, Fach- und Berufsschulen aus allen Teilen der DDR zusammen. Die „Leipziger" bestehen aus nationalen Gruppen, die jeweils Lieder und Tänze aus ihrem Heimatland im Repertoire haben. Das Kollektiv der „Moskauer" umfaßt vorwiegend

wissermaßen künstlerische Direktbeziehungen zu knüpfen. In beiden Ensembles ist es so, daß ihre Mitglieder überwiegend ausländische Studenten sind, alle paar Jahre findet also ein „Generationswechsel" statt. Der Nachwuchsgewinnung muß daher besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Viele Gelegenheiten wurden nun dazu genutzt, Meinungen auszu-Solisten, die aufgrund ihrer Vielseitigkeit unabhängig von ihrem Heimatland Tänze anderer Völker gemeinsam einstudieren, zum Beispiel den mexikanischen Volkstanz „Harábe topatio" (Foto oben). So manches Multitalent sorgt für sehenswerte Soloeinlagen wie die Peruanerin Silvia Rios mit ihrem symbolischen Sonnentanz (Foto unten).

Bernd Görne, Leipzig

Nachtrag zur „letzten Runde"

Mit Interesse habe ich den Beitrag „Die letzte Runde" (FW 6/89) zu den Wahlen in der Sowjetunion gelesen. Hat Maxim Sotnikow sein Ziel erreicht, ist er Abgeordneter im Kongreß der Volksdeputierten geworden?

Susanne Rother, Halle

Einen Tag nach der entscheidenden Plenartagung des ZK des Komsomol am 17. März riefen wir in Moskau an. Zur Erinnerung: Auf dieser Tagung ging es darum, aus 102 Kandidaten die 75 Abgeordneten der Komsomol-Fraktion zu wählen, die den Jugendverband im Kongreß der Volksdeputierten vertreten werden. Maxim Sotnikow hat leider in dieser letzten Runde die erforderlichen fünfzig Prozent der Stimmen nicht erhalten, wurde also nicht gewählt. Er wird diese Wahlniederlage verkraften, denn in unserem Gespräch antwortete er auf die Frage, was geschehen wird, wenn er sein Ziel verpaßt: „Mir geht es einzig um die Sache."

Bernd Siegmund

Mehr Mühe um mehr Milch

„Ein Dorf kommt aus den roten Zahlen" (FW 4/89) – der Beitrag ist eine wichtige Informationsquelle zum Verständnis der gegenwärtigen Umgestaltungsprozesse in der UdSSR. FREIE WELT veröffentlichte schon mehrere solche die Realität darstellenden Beiträge. Das fördert das Verständnis für die Größe der zu bewältigenden Aufgabe.

Wolfgang Hinz, Plauen

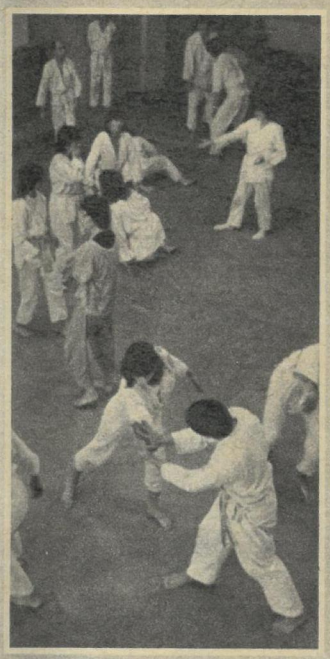
Nun hat man eine Vorstellung, was Pachtverträge in der sowjetischen Landwirtschaft bedeuten. Doch 5000 bis 6000 Liter Milch pro Kuh? Wir kämpfen in unserem Kreis um 4100 bis 4500 Kilogramm; in der BRD soll die Durchschnittsleistung 5300 Kilogramm betragen.

Walter Stengel, Ludwigslust

Als erstrebenswertes Ziel – warum nicht! Die Bauern von Shilino haben es sich jedenfalls gesteckt.

Aikidokas

In Heft 5/89 fand besonders der Artikel „Aidiko-Abwehr" mein Interesse. Als Übungsleiter einer solchen Gruppe möchte ich folgendes richtigstellen. Diese Technik heißt Aikido und ist nicht eine Variante der Selbstverteidigung, sondern



gehört zur Gruppe der japanischen Kriegskünste (Budu). Es ist eine klassische Kampfkunst, die sich als geistige und körperliche Schulung versteht. Man bedient sich hierfür alter Selbstverteidigungstechniken, die zum großen Teil aus dem Schwertkampf abgeleitet sind. Das Wort Aikido bedeutet: Eine Methode oder Weg (do) zur Harmonisierung (ai) geistiger und universeller Energie (ki). Es ist kein Wettkampfsport. Im Aikido gibt es keinen Gedanken an Sieg oder Niederlage, Ziel ist vielmehr die Entwicklung einer Geisteshaltung, frei von Aggression und Angst.

Martin Reinemann, Berlin

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Unser Foto zeigt Aikidokas bei ihren eleganten Wurf- und Hebeltechniken.

Zugkräftig und hütefreudig

Im Text zum Hundeschlittenrennen („Wilde Jagd mit drei HS", FW 6/89) erwähnen Sie neben dem Husky auch den Samojeden der Nenzen. Wie sieht ein solcher Hund aus?

Sabine Schuster, Berlin

Der Samojedenspitz ist im nordöstlichen Rußland und in Westsibirien zu Hause,

wird dort als Schlittenhund und zum Ziehen der Boote benutzt, arbeitet aber auch als Hütehund bei den Rentierherden. Er ist äußerst mutig und sehr kräftig. Unser Foto zeigt Samojeden aus einer englischen Zucht.

Dichters Denkmal

Ihren Artikel „Blick fürs Detail" (FW 4/89) über den Sommergarten in Leningrad möchte ich ergänzen. Mir war neben den zahlreichen Marmorfiguren aus dem 18. Jahrhundert im Park besonders das 1855 vollendete Denkmal des Fabeldichters Iwan Krylow (1769–1844) aufgefallen, der in Petersburg starb. Seine Dichtung spiegelt das Rußland der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wider. Der „Tanz der Fische" machte das traurige Los der leibeigenen Bauern deutlich, verkörpert durch die Fische, die vom Fuchs und seinen Beamten lebendig gebraten werden. Nur allzu willig glaubt der Löwe deren Versicherungen, die Fische lebten zufrieden und tanzten in der glühenden Pfanne vor Freude über den Anblick des Zaren: „O Herr, man fühlt sich wie im Paradies und wünscht nur dies, daß du noch lange weilst hinieden." „Doch sage mir, warum die Fische krümmen Köpf und Schwänze?" „Erhabner Zar, sie sind ja stumm, und geben ihre Freude kund durch Tänze."

Petra Gürtler, Gera

Iwan Krylow

Über kurz oder lang

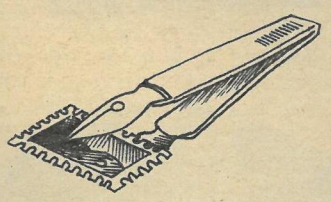
Ich bewundere die mutigen Polarforscher („Durchbruch zur Eisinsel", FW 5/89). Mein Sohn war einige Monate in unserer Antarktisstation „Georg Forster" und hat viel von der Unterstützung durch die sowjetische Nachbarstation berichtet.

Gisela Korth, Magdeburg

Danke für diesen Beitrag, er hätte aber etwas ausführlicher sein können. Ebenso der Artikel über den „Millionenbruch in Třebenice" im selben Heft. Auch bin ich für weniger große, dafür aber mehr Fotos!

Hentschel, Dresden

Wer schreibt uns?



Ryszard Wojnar, Hobby: Briefmarken, sucht Briefpartner. VR Polen, 35-959 Rzeszów 2, P. O. Box 456

Margarita Kuznezowa, 21, Interessen: Fotografie, Literatur, sammelt Briefmarken, Abzeichen, Aufkleber, Kalender, Künstlerfotos. UdSSR, Woroneshskaja obl., 397 420 s. Jelan-Koleno, ul. 9. Januar 32

Vigantas Petkevicius, 29, Ökonom, Interessen: Politik, Geschichte, Sport, wünscht Briefwechsel in deutsch, russisch oder litauisch. UdSSR, 232 055 Vilnius, Antakalnio 35-19.

Krassimira Tomova, 40, Deutschlehrerin, Interessen: Kunst, Musik, Literatur, Reisen. VR Bulgarien, 5370 Drjanovo, Schipka ul. 40, Vchod 4, Whg. 5

Jaroslav Maštálko, 35, Interessen: Reisen, Sport, Natur, wünscht Briefwechsel in deutscher Sprache. ČSSR, 507-45 Mladějov 24, Okres Jičín

Wlada Pawlenko, 16, Interessen: Musik, Briefmarken, Künstlerfotos. UdSSR, 327 003 Nikolajew, ul. Kolodesnaja 8, kw. 16

Wladislaw Sewajeschjanow, sammelt Briefmarken, alte Münzen, Ansichtskarten. UdSSR, Tulskaja oblast, 301 670 Nowomoskowsk, ul. Mira d. 7a, kw. 46

Preisfrage

Heft 8/89

Was verbirgt sich hinter dem Begriff Bulker?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 11/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 10. Mai 1989. Auflösung von Heft 5/89: „Nordpol 30" und „Nordpol 31". Wir gratulieren Ursula Schrumpf, Tiefenort.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Bernd Görne (2), ADN-ZB/BTA, Archiv (2), privat, ADN-ZB/Ritter; Vignette: Martin Kotsch

Blaue Kleider aus!

Veranlaßt durch das freche Auftreten der Neonazis in Westberlin und der BRD erinnerte ich mich an ein Jugendbild. Es wurde am 17. Juli 1932 auf dem ehemaligen Eckhardt-Platz in Leipzig-Möckern aufgenommen und zeigt Mädchen und Jungen aus den Kindergruppen „Rote Falken" von SPD-Ortsvereinen. Ich bin der lachende hockende Junge ganz links. Wir hatten uns zur Fahrt per Lkw ins Ferienlager aufgestellt. Wie man sieht, trugen wir nicht unsere blaue Kluft mit dem roten Falken am linken Ärmel. Die drei Mädels mußten dann auch noch ihre blauen Kleider ausziehen. Diese Maßnahme war vom SPD-Vorstand Leipzig angeordnet worden, um die Nazis, sprich SA-Schläger, nicht zu provozieren. Mein Vater sagte mir später, zahlreiche Sozialdemokraten hätten ein schärferes Vorgehen gegen die Nazis gefordert, aber es sei immer wieder auf die Verfassung der Weimarer Republik verwiesen worden. „Die NSDAP sei demokratisch gewählt und habe das Recht wie jede andere Partei. So schlimm werde es ja nicht kommen." Diese Gedanken kamen mir nach dem Ausgang der Wahlen in Westberlin und Hessen und nach den Äußerungen des CDU-Ministerpräsidenten von Rheinland-Pfalz über die Möglichkeit zur Koalition mit den „Republikanern". Gespenstisch, wenn man an die Entwicklung denkt, die nach dem Entstehen des Fotos in Deutschland vor sich ging.

Rolf Rolle, Berlin

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 3 (Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui): Ekkehard Schall. Es gewannen: 100 M – Fam. Rudolph, Oranienburg; 75 M – B. Höhne, Neustrelitz; je 50 M – D. Danneberg, Jüterbog; Fam. Schmidt, Torgau; J. Brendler, Potsdam.

Schall und Ruhm

Bin jetzt 80 Jahre! Habe Ekkehard Schall vor vielen Jahren im BE erlebt. In Putbus habe ich ihn den „Karl Marx" sprechen hören.

Dorothea Link, Putbus

Als das Berliner Ensemble 1978 im Wiener Burgtheater drei Aufführungen mit Ekkehard Schall in der Hauptrolle spielte, bezeichnete ihn die dortige Presse als eine der stärksten Schauspielerpersönlichkeiten deutscher Sprache.

Heinz Püschel, Altenberg

Ich habe dieses Brechtstück einige Male gesehen. Der Schlußsatz ist noch heute von ungeheurer Aktualität jenseits unserer westlichen Grenzen.

Erika Adler, Berlin

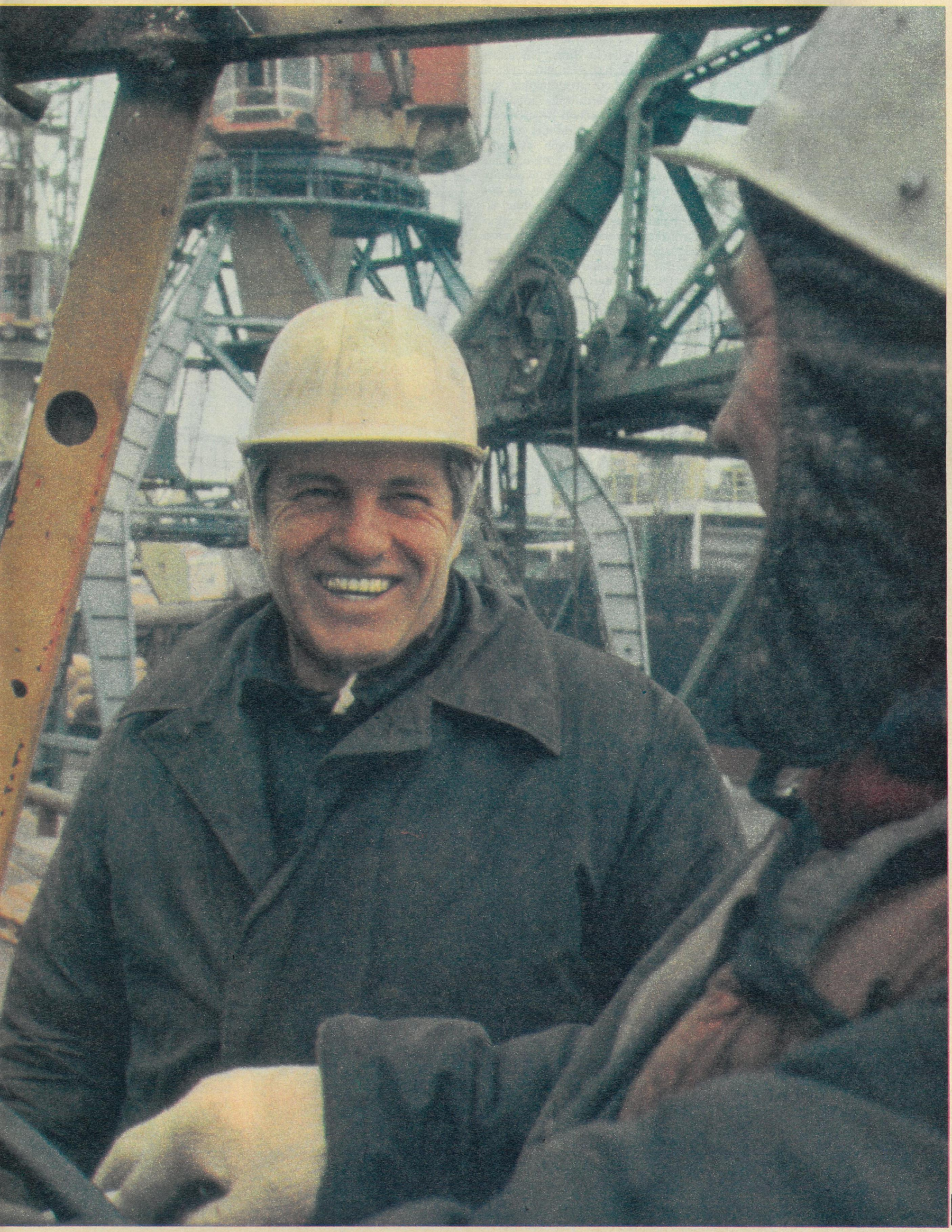
Auf dem Foto Ekkehard Schall als Fatzer

Schiffe müssen fahren und nicht liegen

„Packen wir's, zahlt sich's aus!"

Odessa. Hafen. Am Vietnam-Kai liegt die „Boris Lawrenjew". Wie angelnde Riesen senken Kräne mit den Markenzeichen TAKRAF (aus der DDR) und GANZ (aus der Ungarischen Volksrepublik) ihre Haken in den Schiffsleib. Sie erleichtern ihn um Ballen, Kisten, Säcke, setzen die Lasten auf der Uferstraße ab. Die wimmelt von Gabelstaplern wie ein Auto-Scooter-Fahrgeschäft auf dem Rummel. Doch dieser Trubel hat nichts von Spiel. Bei dieser Motor-Schau geht's um Millimeter und Sekunden. Millimeter, um die Kleintransporter haarscharf aneinander vorbei zu manövrieren. Denn es gilt, die Ballen, Kisten, Säcke ohne Zeitverlust in Bahnwaggons zu verstauen. Was gibt's an solcher Arbeit umzugestalten, fragten wir Seeleute, Reeder, Lotsen und Schauermänner (auf unserem Foto Saur Putschko) in dem sowjetischen Schwarzmeerhafen.

Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)



„Packen wir's, zahlt sich's aus!“

In den Hafenbecken von Odessa tummelten sich im Februar Tausende Quallen, das Wasser war weit davon entfernt, eisig zu sein. Auch die Ukraine hatte dieses Jahr keinen Winter. Die Männer, deren Fahrkünste wir bestaunten, machten nur Gute durch das gute Wetter: Schauerleute halten nichts von Schauern, denn sie sind nun einmal Freiluftarbeiter.

Der Kai

Das Faszinierende waren wirklich die kleinen gelben Gabelstapler, die flink und wendig wie Autoscooter auf der Ladestraße herumflitzten. Vor – zurück – Kreis – Lücke, aber keine Rempelei wie auf dem Rummel. Verschlungene Wege, hinein in die Güterwaggons auf dem benachbarten Eisenbahngleis. Schauerleute sind die Hucker der Häfen. Oje, wenn sie das alles hätten schleppen müssen. Kräne, Gabelstapler, Förderbänder jedoch machen stellenweise aus ehemaligem Tagewerk Viertelstundensachen. Plackerei bleibt dennoch ein gerüttelt Maß.

Teppiche werden ausgeladen, vietnamesische. Eine Frau mit eleganter Pelzmütze (was hat sie hier zu suchen?) gerät unter eine schwebende Last. Der Kranführer läßt zornig die Hupe hören, und sein saftiger Ruf verscheucht die Dame.

Beim Händedruck, den mir der blonde Riese Saur Putschko verpaßt, begreife ich, was das hier für Kerle sind. „Was wir tun, kann man sehen“, sagte er. „Was wollen Sie noch wissen?“

Schiffe müssen immer be- und entladen werden. Was hätte man da ändern sollen, was gab es da umzugestalten?

„Sehr viel“, lacht Saur. „In unserem Bereich hat sich die Einstellung zur Arbeit grundlegend gewandelt.“ Unvermittelt kollegial: „Das merkst du schon bei Schichtbeginn. Da kannst du bei unsrer Brigade die Uhr nach stellen.“ Nach kurzem Zögern: „Nein, dann würde sie vorgehen. Also, wir sind jetzt eine Komplexbrigade, zu der über hundert Transportarbeiter, Eisenbahner, Seeleute, Kran- und Kraftfahrer gehören. Und wir sind allesamt miteinander zuständig für die Ent- und Beladung eines Schiffes. Dafür werden wir laut Brigadevertrag bezahlt, nicht für die im Hafen verbrachten Stunden. Deshalb klotzen wir ran. Viel mehr als früher, es lohnt sich. 550 Rubelchen im Monat, das ist für unsere Verhältnisse schon was. Auch wenn in manchem Geschäft der Rubel bloß noch die Hälfte wert ist…“

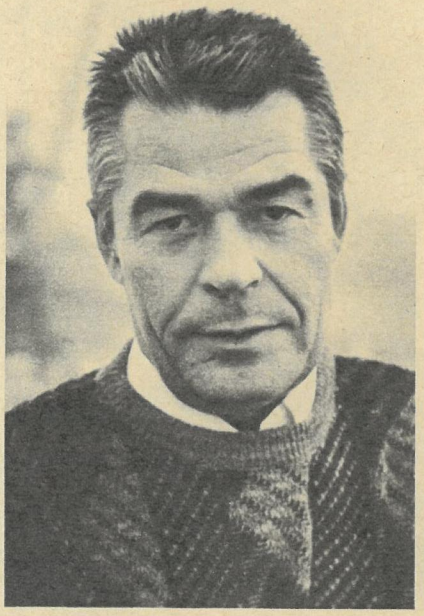
Früher gab es viele kleine Brigaden – die der Staplerfahrer, die der Kranführer usw. Jede kochte ihr Süppchen, und das brauchte oft lange bis zum Garen. Egal, wie der Nachbar zurechtkam. Jetzt sind alle darauf erpicht, Hand in Hand zu arbeiten, denn Zeit ist Geld. Ausgewiesen durch abgerechnete schnelle und pflegliche Verladearbeit. Kurze Liegezeiten der Frachter zahlen sich auch für Putschko und seine Männer aus.

Die Schauerleute sagen, der gute Geist ihres Kollektivs sei Kolja, Nikolai Timun, der Brigadier. Er führte sie oft zum Sieg im Wettbewerb. Held der sozialistischen Arbeit sei er geworden, jetzt, nicht in der Zeit, in der Orden waschkorbweise verteilt wurden. Der Nikolai sei wirklich dieses hohen Titels wert. Leider habe er Nachtschicht. Sie wollten, daß er Deputierter wird. „Hab ihn selbst vorgeschlagen auf der Wählerversammlung“, sagt Putschko betrübt – sie haben ihn nicht durchgebracht. „Ein Pfundskerl, fleißig, ehrlich, uneigennützig. Aber der Chefredakteur der Odessaer Abendzeitung und ein anderer Brigadier machten das Rennen.“

Nach denen kann man die Uhr stellen, wenn sie zur Schicht am Vietnam-Kai des Odessaer Hafens kommen. Die Brigade der Schauerleute, zu der Saur Putschko gehört.

Putschko ist aufrichtig stolz auf seine Truppe: „In dieser Brigade kannst du nicht untertauchen. Da mußt du mit aller Kraft mitziehen oder dich schnell wieder verabschieden. Jeder, der neu zu uns kommt, spürt das. Er spürt aber auch, wenn's ihm mal dreckig geht, daß er in eine Art Familie aufgenommen worden ist. Nach einem Tag Krankheit – schon ein Hausbesuch. Gar nicht erst Kummer aufkommen lassen. Wir haben viel zu tun.“

Rund um die Uhr, im Drei-Schicht-Betrieb, arbeitet die Brigade jedes Schiff ab. Länger als fünf Tage bleibt keins am Kai. „Das macht der Brigadevertrag, mit dem wir sehr genau meßbare Verpflichtungen übernahmen. Packen wir's, zahlt sich's aus. Das hat uns in Schwung gebracht“, sagt Saur.



Wladimir Nesmejanow, Kapitän der „Korsun Schewtschenkowski“, eines in der DDR gebauten Ro-Ro-Frachters.

Kapitän der Kapitäne von Odessa Ist Juri Prigoda, Vizepräsident der Schwarzmeer-Schiffahrtsgesellschaft.

Der Verkehrsturm

Hoch oben, fast hundert Meter über Docks und Kais und Silos und Con-

tainerstapelplätzen, arbeitet Vitali Maler. Sozusagen im Tower des Hafens, auf einem Verkehrsleitturm für Wasserwege, im „Zentrum für Schiffsbewegungen“ des Odessaer Hafens. Der Turmbau aus Glas und Beton gewährt freie Sicht, aber was die Augen von hier aus sehen, ist fast belanglos. Hier peilt Elektronik weit hinaus aufs Schwarze Meer, vom Westufer der Donau bis hinüber zur Krim. Radarstrahlen forschen die Handelswasserstraßen nach Schiffen ab, Computer registrieren, werten aus, dirigieren. Funksignale hin und zurück, Wetterinformationen. 62 Stunden, bevor die Schiffe vor Odessa Anker werfen, nimmt das Zentrum ersten Funkkontakt zu ihnen auf. Da schwimmen sie zum Beispiel gerade im Bosporus...

„Während einer Zwölf-Stunden-Schicht gebe ich etwa 1700 Kommandos“, sagt Vitali Maler, den Blick unverwandt auf einen Monitor gerichtet. „Ist schon eine Sache, ein großes Schiff sicher in den Hafen zu leiten. In jedem Jahr sind neben den Frachtern allein etwa fünf Millionen Touristen auf den Routen des Schwarzen Meeres unter unserer Obhut.“

Was da als Leuchtpünktchen im Radargerät flimmert – im Jahr sind es siebzig- bis hunderttausend solcher Pünktchen –, kann er sich im Handumdrehen auf seinem farbigen Bildschirm plastisch machen. Er hat fast alle großen Schiffe der Welt im Computer. Ständig werden diese Angaben mit Hilfe von Lloyds Schiffsregister ergänzt.

Ich mache die Probe aufs Exempel, tippe auf ein Lichtsignal, bitte Vitali um nähere Angaben. Sekunden später antwortet der Bildschirm: Da fährt der Tanker „Yeros“ unter zyprischer Flagge. 1976 gebaut, hat eine Länge von 225 Metern, ist 32 Meter breit, die Höhe der Bordwand beträgt 16,90 Meter und sein Tiefgang 13 Meter. Die eingetragenen 30 063 Bruttoregistertonnen werden mit 17 000 PS, übertragen auf zwei Schrauben, durch die Meere geschoben. Danke, das genügt, um ihm sicheren Weg und guten Platz zuzuweisen.

90 Mitarbeiter bevölkern – im Drei-Schicht-Betrieb, der keine Sekunde tags oder nachts auslassen darf – den Schwarzmeertower. Alles gestandene Kapitäne, wenn man so von Fahrensleuten sprechen darf. Alle Schiffe, die über 150 Meter lang sind, nehmen sie unter ihre Fittiche, sorgen so für wirtschaftliche An- und Abreisen. Die kleinen sehen sie auch, natürlich, aber die zählen nicht.

Das Schiff

Das Hafenbecken funkelt wie geknülltes Blattgold in der Sonne. Der Horizont wirkt wie eine hochgestellte Punker-Frisur: bunte, spitze Kräne ragen als Hahnenkamm in den Frühlingshimmel. Ich sitze auf einem Poller, die darüber geworfenen Leinen ziehen meinen Blick zur „Korsun Schewtschenkowski“. Ein RO-RO-Schiff. Über die schräg ansteigende Ladebrücke gelange ich durch das weit geöffnete Tor in ein riesiges Parkhaus. Alles hier ist aus Stahl, der Boden genoppt mit Warzen, auf denen ein- und ausrollende Fahrzeuge auch an steilen Anstiegen Halt finden. Seit dem 16. Juni 1986 fährt das Schiff unter der Flagge der UdSSR-Schwarzmeer-Reederei. Damals übernahm es Kapitän Wladimir Nesmejanow auf der Rostocker Warnow-Werft. Er kennt diesen Betrieb des DDR-Schiffbaus schon seit 1961, sah ihn wachsen, bewunderte das stets anziehende Bautempo, bemerkte („aus meiner Sicht“), daß komplizierter werdende Schiffe auch mehr Fehlerquellen bergen. Dazu, so der Kapitän, der stets modische Pullover, fast nie Uniform mit goldenen Tressen trägt, treibe der Wettlauf mit der Zeit. Weltweit, fügt er hinzu, weltweit.

Dieser Tage hat er sein Schiff nach Rostock gefahren, zur Garantiedurchsicht. „Und für ein paar wichtige Arbeiten darüber hinaus. Zum Beispiel wird die Container-Ladefläche vergrößert. Jetzt können wir 560 dieser großen Transportbehälter laden. Danach werden es etwa 660 sein.“

Die nun folgende Wiedergabe eines Kapitänsmonologs zeigt, worüber sich ein Mann wie Nesmejanow so seine Gedanken macht. „Ich verstehe den beruflichen Ehrgeiz und das kaufmännnische Interesse der Schiffbauer, Schiffe mit höchstem

„Packen wir's, zahlt sich's aus!“

allseitigem Ausstattungsniveau zu bauen und zu verkaufen. Und dennoch ist bisweilen ein Pferdefuß dabei für den künftigen Betreiber. Er hat das Schiff so nicht bestellt, das erledigte ein anderer, zum Beispiel unser Außenhandelsunternehmen SUDOIMPORT. Deshalb kann mein Schiff eigentlich alles, und dieses Können wurde teuer bezahlt. In den zweieinhalb Jahren, in denen es im Dienst steht, erwies sich aber, daß es davon nur, sagen wir, ein Viertel braucht. Ich weiß, was mein hochausgerüstetes Schiff kann. Aber es tut es nicht, muß es gar nicht tun für die Aufträge, für die es eingesetzt wird. Und es ist ja nicht nur der hohe Anschaffungspreis. Die Tarife für Kanalpassagen oder Schleusungen solch hochmoderner Schiffe sind auch die höchsten. Egal, ob sie Sand transportieren oder wertvolle Fabrikausrüstungen. Das drückt mich.“

Für die 31 Seeleute der „Korsun Schewtschenkowski“ ist ihr Schiff allerdings eine Art Nonplusultra, was die Arbeits- und Lebensbedingungen betrifft. Jeder hat seine eigene klimatisierte Kabine mit Toilette. Freundliche Aufenthalts- und Freizeiträume, eine Sauna, eine vorbildlich ausgestattete Arztstation runden alles ab.

Summa summarum: Die „Korsun Schewtschenkowski“ ist so eine Art Flaggschiff der modernen Zeit, aber ganz auf diesem Kurs ist sie wohl noch nicht.

Die Reederei

Kapitän der Kapitäne von Odessa sozusagen ist Juri Prigoda, Vizepräsident der sowjetischen Schwarzmeer-Schiffahrtsgesellschaft. Er sagt, in der ganzen Welt gebe es keine analog große Reederei. 90 000 Beschäftigte, zu Wasser und zu Lande, elf Häfen, mehr als 300 Schiffe. „Mehr als...“ – der Reporter bittet um eine präzisere Angabe. Der Vizepräsident verweigert sie, kann sie nicht machen. Das sei eine fließende Zahl, in den Registern der Reederei herrsche sozusagen ständiges Kommen und Gehen. In diesem Jahr zum Beispiel werden 14 veraltete Schiffe abgeschrieben, verschrottet.

Beschränken wir uns darauf, die vier großen Säulen der Reederei zu nennen. Da wären zunächst die Schüttgutfrachter, die Bulker, etwa 63 Schiffe. Ihre Linien sind zu 80 Prozent mit Frachten des sowjetischen Außenhandels ausgelastet.

Dann etwa 56 Spezialschiffe, Tanker, Container-Transporter, Roll-on-Roll-offs. Und Leichterträger, die in ihren Rümpfen zahlreiche kleine Frachtkähne aufnehmen. Wo der große Pott nicht mehr weiterkommt, da schwimmen die Kleinen aus seinem Innern heraus allemal hin. Diese Transporttechnologie hat besonderen Wert für die Schifffahrt zu Ländern mit wenig ausgebauten Häfen. Zwei Leichtertransporter aus Odessa befahren regelmäßig die Vietnam-Route, und jeder hat dann 82 Leichter mit je 350 Tonnen Fracht geladen. Das schafft...

Dann die Universalschiffe. Mit etwa 140 die größte und gleichzeitig betagteste Gruppe, im Durchschnitt 15 Jahre im Dienst. Frachter alter Machart, nicht spezialisiert für besondere Ladung, schleppen sie alles weg. Aber nicht immer rationell genug.

Bleibt die etwa 30 Einheiten umfassende Gruppe der Passagierschiffe. Auch diese Flotte ist überaltert, 12 bis 14 werden in Bälde ausgemustert. Immerhin finden derzeit 8000 Touristen Platz auf den schneeweißen Luxusschiffen, Heimathafen Odessa. Aber wirtschaftliche Rechnungsführung brachte konsequente Überlegungen: Passagierschiffe sind mit weitem Abstand das Kostspieligste, was es im Reedereiwesen gibt. Die Amortisierung dauert lange. Also, sagt Prigoda, werden wir für zwei ausgesonderte Fahrgastschiffe nur ein neues anschaffen, lieber mehr Mittel für Frachter anlegen. Schüttgutfrachter seien schließlich bloß schwimmende Blechkästen, vereinfacht er, aber ein modernes Passagierschiff ist ein technisches Bauwerk des höchsten Komforts.

Der Hafen

Zurück zum Ausgangspunkt, zum Hafen. Dessen Kommandant heißt Viktor Batratschenko. Nicht gleich morgen, aber demnächst – historisch gesehen – steht dem Hafen ein Jubiläum ins Haus. 1994 ist er 200 Jahre alt. Für eine Stadt, sagt Batratschenko, sei das kein Alter, aber ein Hafen verschleißt in dieser Zeitspanne mehrmals moralisch. Die Technologie der Schiffe ändert sich, und mit ihnen muß sich auch die Hafentechnologie immer wieder grundlegend wandeln, weiterentwickeln. Zu 85 Prozent waren die Hafenanlagen Odessas durch den Krieg zerstört, nach der Befreiung und dem Wiederaufbau wurde mehrfach rekonstruiert. Auch das Jahr 1989 fordert einen Modernisierungs- und Leistungsschub.

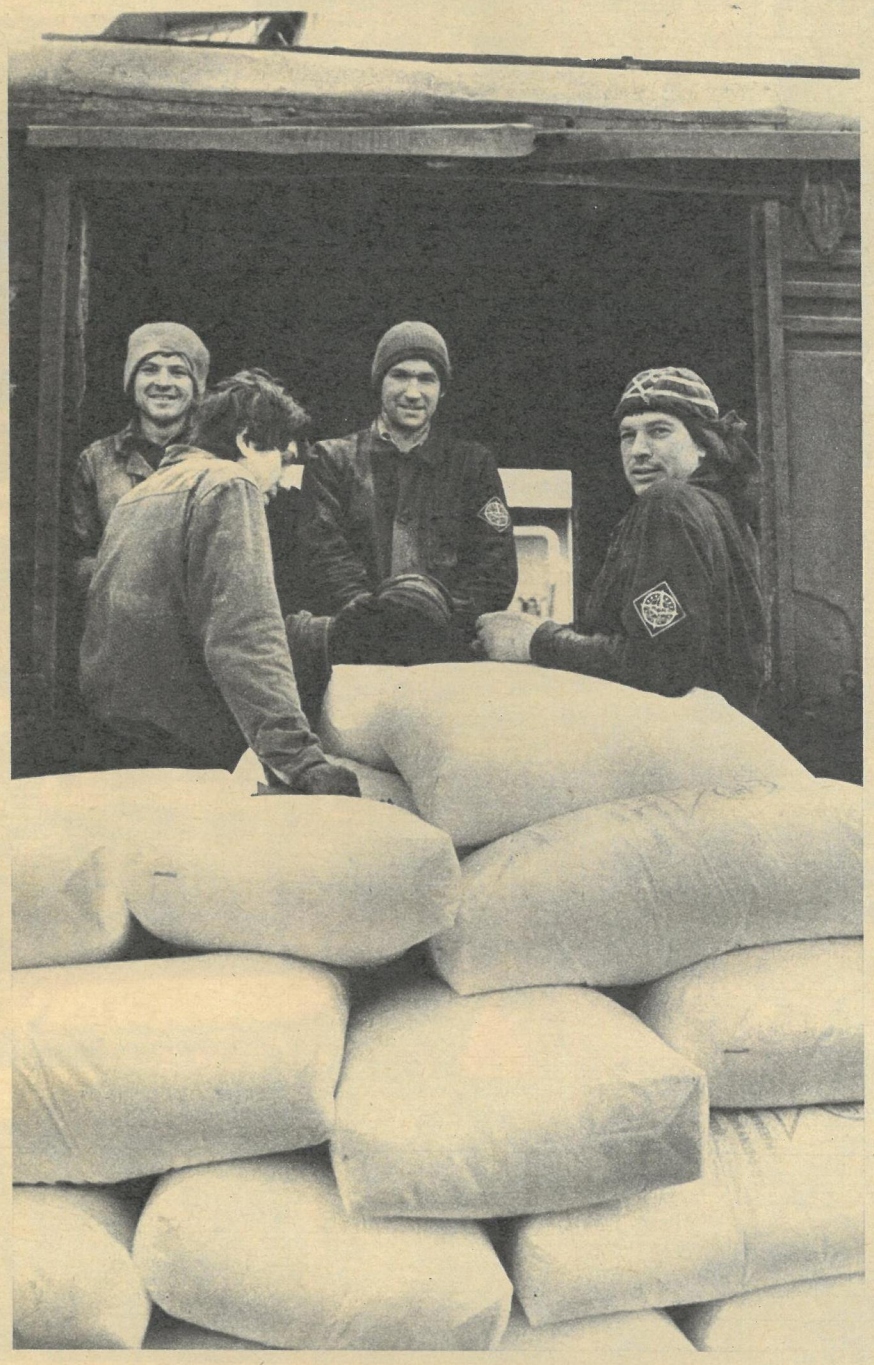
Vom Staat bekommt der Hafen jetzt keine Kopeke mehr zugeteilt, sagt der Kommandant. Alle Mittel für Investitionen müssen selbst erarbeitet werden. Da denkt man genau über Rentabilität nach. Und kommt auch auf so etwas: Der Hafen verkauft jährlich eine Million Tonnen ausgebaggerten Kies an die Bauindustrie.

Indes, die eigenen Bauvorhaben? Da wäre die Mole, der älteste Teil des Hafens. Sie wird gerade rekonstruiert, zwei Anlegestellen sind fertig. Moderne Liegeplätze für 13 Meter Tiefgang entstehen. „Wir kämpfen“, sagt der Hafenchef, „mit dem Meer um Raum. Denn der Hafen hat die Stadt geboren, und die umspannt ihn jetzt wie ein zu enges Korsett.“ Aufgeschwemmter Meersand, gründlich verfestigt – so entstand zum Beispiel der neue Container-Terminal mit bis jetzt 80 000 Quadratmetern. Tausende Transportbehälter lagern dort, wo vor kurzem noch Wellen wogten. Oder: „Durch den gesamten Hafen wird gegenwärtig eine Wasserleitung gelegt. Jeder Fahrensmann, der mal Odessa ansteuerte, kennt die Probleme bei der Wasserversorgung der Schiffe. Das muß sich schleunigst und gründlich ändern. Das gehört einfach zum Service eines modernen internationalen Hafens.“

Jeder Hafen muß sich ständig entwickeln, seine Leistungsfähigkeit ausbauen, er ist ja weitgehend ein kommerzielles Unternehmen, das international wettbewerbsfähig bleiben muß. Batratschenko: „Das unaufhörliche Aktualisieren der Hafentechnologie, nicht das ist für uns die Perestroika. Das Denken muß sich vor allem erneuern, es gibt keinen Fortschritt ohne grundsätzlich neues Herangehen an das Notwendige. Der Lohn, beispielsweise, muß stimulieren. Wie wir das zu lösen suchen, haben Sie bei den Schauerleuten beobachtet. Leistungsgerechte, leistungsgebundene Bezahlung an jedem Arbeitsplatz.“

Das war doch recht plausibel, wie es Saur Putschko, der Schauermann, erklärte: „Wir arbeiten für heute, für uns, nicht für irgendeine ferne Zukunft. Wir wollen heute gut leben, gut essen, gut wohnen, uns gut kleiden.“

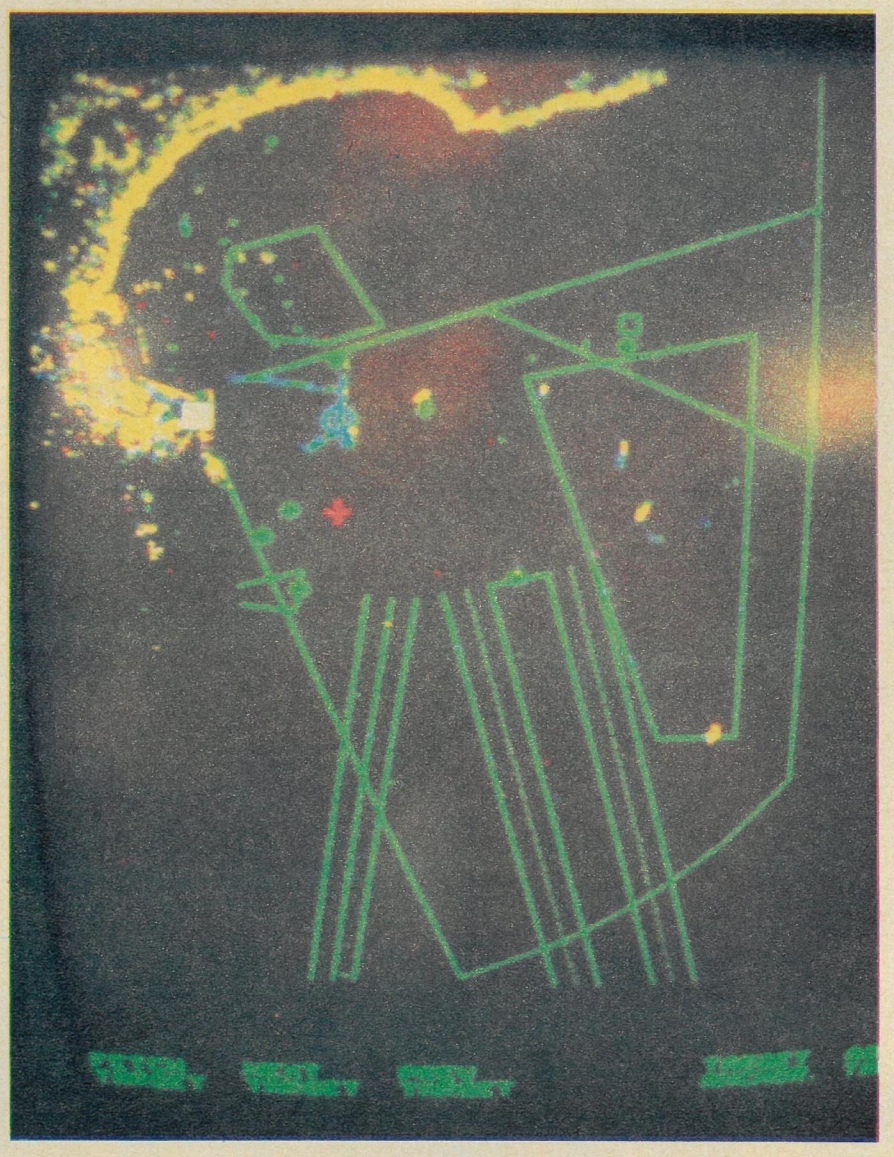
Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit TASS.



Der Hafen von Odessa: 8,5 Kilometer Kais, 33 Anlegestellen für Frachter und 6 für Tankschiffe (Farbfoto).

Schauerleute – genug Plackerei haben sie auch im modernen Hafen (rechts). Die Zentnersäcke mit Kunstdünger für Vietnam haben sie einzeln aus dem Güterwagen gewuchtet. Nun kommt die flinke Meute der Gabelstapler.

„Packen wir's, zahlt sich's aus!“



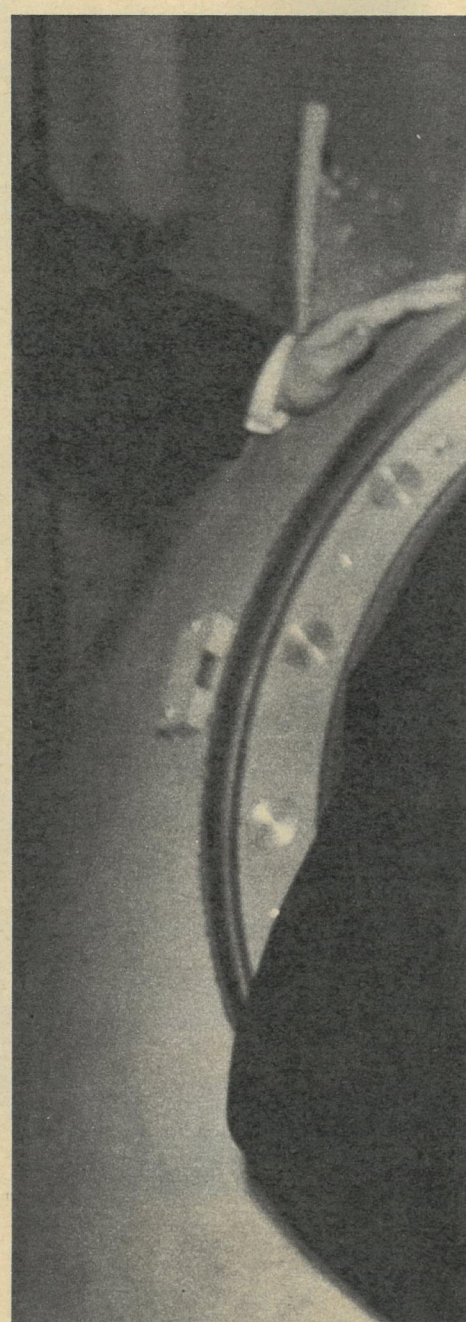
Odessa – ein Tor zur Welt: Versandbereit stehen Hunderte BELARUS-Traktoren, KamAS-Lkw, NIWA-Geländewagen (links). Das „Zentrum für Schiffsbewegungen“ Odessa hat den Verkehr auf dem Schwarzen Meer zwischen Donaumündung und der Halbinsel Krim genau im elektronischen Auge (kleinere Fotos). Hier ist der Arbeitsplatz von Vitali Maler. Fluoreszierende Lichtpunkte auf Radarschirmen weiß er als reale Schiffe zu identifizieren. Der Blick auf den bunten Computerbildschirm sagt ihm, wie Reede und Liegeplätze besetzt sind. Das sichelförmige Gebilde oben ist die Bucht von Odessa. Landseitig befindet sich dort die berühmte „Potemkin“-Treppe.

Wenn die Neugier nicht wär...

...wäre Juri Gagarin vor 28 Jahren, am 12. April 1961, vielleicht nicht in den Weltraum gestartet. Und dann gäbe es sicherlich auch nicht das „Sternenstädtchen": die Wohn- und Ausbildungssiedlung für Kosmonauten in der Nähe von Moskau. „Das ist der Himmel auf Erden!" hatte seinerzeit einer der ersten ausländischen Besucher seine Eindrücke von dort zusammengefaßt. Ob er damit die ungezwungene, freie Atmosphäre des Umgangs der Weltraumspezialisten und ihrer Familien miteinander oder die gewiß für damalige Verhältnisse auffallend besseren materiellen Lebensumstände dieser Pioniere der Menschheit meinte, wissen wir nicht. Wie aber mag wohl jetzt das Urteil der geistlichen Würdenträger der Russischen Orthodoxen Kirche ausgefallen sein, die dieser Tage in Begleitung von Generalleutnant Schatalow und Valentina Tereschkowa erstmals in der Geschichte der Kosmonautik die Weltraumtechnik und die Arbeits- und Lebensbedingungen im Sternenstädtchen besichtigten? Mit erstaunlicher Sachkenntnis erkundigten sie sich nach Details beim Aufenthalt im Weltall und den zukünftigen Vorhaben bei der Erforschung des Universums jenseits der Erdatmosphäre. „Die Religion zeigt auch Interesse am Kosmos", schrieb dazu die „Iswestija" und meinte, daß der Tag vielleicht nicht mehr so weit sei, an dem auch ein Geistlicher ins All fliegen werde.

Dieter Martin

Fotos: A. Puschkarjow/TASS



Im nächsten Heft:

42 195 Meter Halle

Mit dem zweifachen Marathon-Olympiasieger Waldemar Cierpinski durch die Kommunalpolitik der Industrie- und Kulturstadt an der Saale.

Allein im Segelboot um die Welt

Dontscho Papasow (Foto), der bulgarische Seefahrer, umschiffte in der Rekordzeit von 164 Tagen auf einer Länge von 18 000 Seemeilen die Erde. Seine ersten Berichte lesen Sie in einer neuen FREIE WELT-Serie.

Foto: privat

Liebe auf den ersten Biß

Ein Wissenschaftlerteam der Leipziger Universitätsklinik entwickelte ein neues Verfahren für die Einpflanzung von künstlichen Zähnen unter Verwendung von Titan und Keramik.

Eine Burg wird besichtigt

Von der UNESCO auf die Liste der erhaltenswerten Denkmäler der Weltkultur gesetzt, erstrahlt die Budaer Burg nach über vierzigjähriger Restaurierung in neuem Glanz. FREIE WELT sprach mit dem Nestor der ungarischen Denkmalspflege Professor Laszlo Gerö.

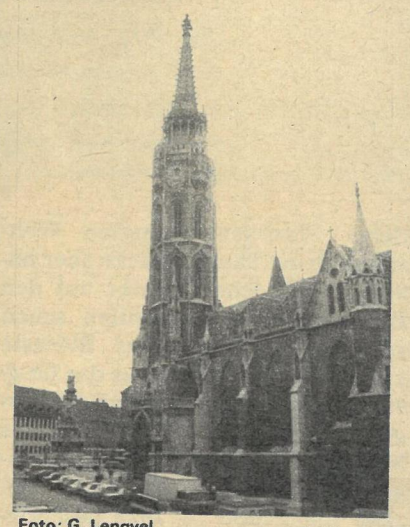


Foto: G. Lengyel

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

BÜHNENBILDER AUS DER DDR (6)

Eberhard Keienburg

Der blaue Boll

(von Ernst Barlach)

PREISFRAGE:

Ernst Barlach (1870–1938) war einer der bedeutendsten deutschen Bildhauer des 20. Jahrhunderts, Maler und Dichter dazu. Seine Werke wurden von den Faschisten als „entartet" verfemt und aus der Öffentlichkeit entfernt. Sein Atelierhaus, in dem sich heute die Ernst-Barlach-Gedenkstätte der DDR befindet, liegt in welcher Stadt?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis je 50,– Mark

Lösung bitte auf Postkarte bis 10. Mai 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Gewinner in Heft 11/89

Redaktion: U. Weil, Reproduktionen: Berliner Verlag

Seine Plastiken erlangten Weltruhm. Seine Theaterstücke aber haben es seit jeher schwer auf den Bühnen gehabt, umstritten schon von Zeitgenossen. „Das Stärkste und Eigentümlichste, was das jüngste Drama in Deutschland hervorgebracht hat", urteilte Thomas Mann. „Gräßlich, rückständig, ungeistig" verriß sie Alfred Döblin. „Der blaue Boll" – 1926 geschrieben und seit der Inszenierung im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt 1930 in Berlin nicht mehr gespielt – erlebte nun die DDR-Erstaufführung. Hatte Barlach einst geklagt: „Welche Teufel reitet die Theaterleiter, daß sie aus meinen Dramen immer Oratorien und Mysterien machen wollen, und, man sieht nirgends langweiligere Bühnenbilder als bei meinen Stükken…" Regisseur Rolf Winkelgrund bringt Barlachs realistische Spökenkiekerei wunderbar, seltsam-schön mit Humor auf die Bretter. „Am Anfang unserer Arbeit", schreibt Eberhard Keienburg, 1. Bühnenbildner des DT, „standen Neugier und Zweifel. Werden wir seine Sprache, vom Expressionismus kommend, schwer daherghend und oft wieder leicht, tanzend, Kobolz schießend, so aufschließen können, daß der Zuschauer die Himmelhöllen dieser Figuren entdeckt? Die Geschichte vom blauen Boll ist sehr menschlich, skurril, zugleich todesernst. Der Gutsbesitzer Boll, Glanzrolle für Kurt Böwe, will nicht ersticken im sorglosen ‚Fleisch'-Denken des reichen Mannes. Unruhevoll sucht er seinen Weg des Anderswerdens zwischen Frauen, Philosophen, Teufel und Herrgott. Sie alle sind brennglasartig zusammengeführt in der Stadt Sternberg, mecklenburgisch, backsteingotisch, verwinkelt – eine Theaterstadt mit Kirchturm und Höllenkneipe. Wir bauten eine hölzerne Schießbudenwelt, bemalt mit Karussellornamentik, Grafiti, Kürzeln unserer Zeit. Krummes Straßenpflaster unten, bunte Engel wie von den Orgeln der Jahrmärkte oben am Portal. Gestirne steigen auf und nieder, Schatten legen sich dunkel über die Bühne – durch diese Welt irren Barlachs Theaterfiguren." Sie und seine Dramen wiederzuentdecken, gehört zur Pflege unseres humanistischen Erbes.